H. C. Andersen's
Gesammelte Werke.

Vom

Verfasser selbst besorgte Ausgabe.

Funfzehnter Band.

Gesammelte Märchen.

Vierter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Gesammelte Märchen.

Von

H. C. Andersen.

Vierter Theil.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1847.

Inhalt

des vierten Bandes.

	Seite
Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzchen. . . .	9
Die wilden Schwäne.	14
Die Blumen der kleinen Ida.	39
Die Nachbar-Familien.	52
Die Glocke.	67
Die Stopfnadel.	76
Der kleine Tuk.	82
Der Schatten.	90

Gesammelte Märchen.

Das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzchen.

Es war entsetzlich kalt, es schneite und war beinahe schon ganz dunkel und Abend, der letzte Abend des Jahres. In dieser Kälte und Finsterniß ging auf der Straße ein kleines armes Mädchen, mit bloßem Kopfe und nackten Füßen. Als sie das Haus verließ, hatte sie freilich Pantoffeln angehabt, aber was half das, es waren sehr große Pantoffeln, die ihre Mutter bisher benutzt hatte, so groß waren sie; allein die Kleine verlor dieselben, als sie über die Straße weg huschte, weil zwei Wagen schrecklich schnell vorüber rollten. Der eine Pantoffel war nicht wieder zu finden, den andern hatte ein Junge erwischt und lief damit fort; er meinte, er könne ihn recht gut als Wiege benutzen, wenn er selbst erst Kinder hätte. Da ging nun das kleine Mädchen mit den kleinen nackten Füßen, die ganz roth und blau vor Kälte waren. In einer alten Schürze

trug sie eine Menge Schwefelhölzer und ein Bund davon in der Hand. Niemand hatte den ganzen langen Tag ihr etwas abgekauft, Niemand ihr einen Pfennig geschenkt.

Zitternd vor Kälte und Hunger schlich sie einher, ein Bild des Jammers, die arme Kleine.

Die Schneeflocken bedeckten ihr langes, blondes Haar, welches in schönen Locken um den Hals fiel, aber daran dachte sie nun freilich nicht. Aus allen Fenstern glänzten die Lichter und es roch gar herrlich nach Gänsebraten, es war ja Sylvesterabend; ja, daran dachte sie.

In einem Winkel, von zwei Häusern gebildet, von denen das eine etwas mehr vorsprang als das andere, setzte sie sich hin und kauerte sich zusammen; die kleinen Füße hatte sie an sich gezogen, aber es fror sie noch mehr und nach Hause wagte sie nicht zu gehen, sie hatte ja keine Schwefelhölzchen verkauft und brachte keinen Pfennig Geld; von ihrem Vater würde sie gewiß Schläge bekommen und zu Hause war es auch kalt, über sich hatte sie nur das Dach, durch welches der Wind pfiff, wenn auch die größten Spalten mit Stroh und Lumpen zugestopft waren.

Ihre kleinen Hände waren beinahe vor Kälte erstarrt. Ach! ein Schwefelhölzchen könnte ihr gar wohl thun, wenn sie nur ein einziges aus dem Bunde herausziehen, es an die Wand streichen und sich die Finger erwärmen dürfte. Sie zog eins heraus. Rrscht! wie sprühte, wie brannte es! Es war eine warme, helle Flamme, wie ein Lichtchen, als sie

die Hände darüber hielt, es war ein wunderbares Lichtchen. Es schien wirklich dem kleinen Mädchen, als säße sie vor einem großen, eisernen Ofen mit polirten Messingfüßen und einem messingenen Aufsatze. Das Feuer brannte so gesegnet, es wärmte so schön; die Kleine streckte schon die Füße aus, um auch diese zu wärmen — doch — da erlosch das Flämmchen, der Ofen verschwand, sie hatte nur die kleinen Ueberreste des abgebrannten Schwefelhölzchens in der Hand.

Ein zweites wurde an der Wand abgestrichen, es leuchtete, und wo der Schein auf die Mauer fiel, wurde diese durchsichtig wie ein Schleier, sie konnte in das Zimmer hineinsehen. Auf dem Tische war ein schneeweißes Tischtuch ausgebreitet, darauf stand glänzendes Porzellangeschirr, und herrlich dampfte die gebratene Gans, mit Aepfeln und getrockneten Pflaumen gefüllt. Und was noch prächtiger anzusehen war, die Gans hüpfte von der Schüssel herunter, wackelte auf dem Fußboden, Messer und Gabel in der Brust, herum bis zu dem armen Mädchen hin; da erlosch das Schwefelhölzchen und es blieb nur die dicke feuchtkalte Mauer zurück. Sie zündete noch ein Hölzchen an. Da saß sie nun unter dem herrlichsten Christbaume, er war noch größer und geputzter als der, den sie durch die Glasthüre bei dem reichen Kaufmanne gesehen hatte.

Tausende von Lichterchen brannten auf den grünen Zweigen und bunte Bilder, wie sie an den Schaufenstern zu sehen waren, blickten auf sie herab. Die Kleine streckte

ihre Hände darnach aus, da erlosch das Schwefelhölzchen. Die Weihnachtslichter stiegen höher und höher, sie sah sie jetzt als Sterne am Himmel, einer davon fiel herunter und bildete einen langen Feuerstreifen.

„Jetzt stirbt Jemand!“ sagte das kleine Mädchen, denn ihre alte Großmutter, die Einzige, die sie lieb gehabt hatte, und die jetzt gestorben war, hatte ihr erzählt, daß, wenn ein Stern herunterfällt, eine Seele zu Gott emporsteigt.

Sie strich wieder ein Hölzchen an der Mauer ab, es wurde wieder hell, und in dem Glanze stand die alte Großmutter so klar und schimmernd, so mild und liebevoll.

„Großmutter!“ rief die Kleine, „O! nimm mich mit, ich weiß, du entfernst dich, wenn das Schwefelhölzchen erlöscht, du verschwindest wie der warme Ofen, wie der herrliche Gänsebraten und der große, prächtige Weihnachtsbaum!“ und sie strich schnell das ganze Bund Schwefelhölzchen, denn sie wollte die Großmutter recht fest halten. — Und die Schwefelhölzer leuchteten mit einem solchen Glanze, daß es heller wurde als mitten am Tage, die Großmutter war nie früher so schön, so groß gewesen; sie nahm das kleine Mädchen auf ihre Arme und beide flogen in Glanz und Freude so hoch, so hoch, und dort oben war weder Kälte, noch Hunger, noch Angst, — sie waren bei Gott.

Aber im Winkel an die Mauer gelehnt saß in der kalten Morgenstunde das arme Mädchen mit rothen Backen und mit lächelndem Mund — erfroren an des alten Jahres letztem Abend. Die Neujahrssonne ging auf über der kleinen

Leiche. Starr saß das Kind dort mit den Schwefelhölzchen, von denen ein Bund abgebrannt war. „Sie hat sich erwärmen wollen,“ sagte man; Niemand ahnte, was sie Schönes gesehen hatte, in welchem Glanze sie mit der Großmutter zur Neujahrsfreude eingegangen war.

Die wilden Schwäne.

Weit von hier, da wo die Schwalben hinfliegen, wenn wir Winter haben, wohnte ein König, der eilf Söhne und eine Tochter Elisa hatte. Die eilf Brüder waren Prinzen, gingen mit dem Stern auf der Brust und dem Säbel an der Seite in die Schule; sie schrieben mit Diamantgriffeln auf Goldtafeln und lernten eben so gut auswendig, als sie lasen; man konnte gleich hören, daß sie Prinzen waren. Die Schwester Elisa saß auf einem kleinen Schemel von Spiegelglas und hatte ein Bilderbuch, welches für das halbe Königreich erkauft war.

O, die Kinder hatten es so gut, aber so sollte es nicht immer bleiben!

Ihr Vater, der König über das ganze Land war, verheirathete sich mit einer bösen Königin, die den armen Kindern gar nicht gut war. Schon am ersten Tage konnten sie es merken; auf dem ganzen Schlosse war große Pracht, und da spielten die Kinder: es kommt Besuch; aber statt daß sie

wie sonst allen Kuchen und alle gebratenen Aepfel erhielten, die nur zu haben waren, gab sie ihnen nur Sand in einer Theetasse und sagte, sie könnten thun, als ob es etwas wäre.

Die Woche darauf brachte sie die kleine Schwester Elisa auf das Land zu einem Bauernpaare, und lange währte es nicht, da redete sie dem König so viel von den armen Prinzen vor, daß er sich gar nicht mehr um sie kümmerte. — „Fliegt hinaus in die Welt und ernährt euch selbst!“ sagte die böse Königin; „fliegt wie große Vögel, ohne Stimme!“ aber sie konnte es doch nicht so schlimm machen, wie sie gern wollte; sie wurden eilf herrliche wilde Schwäne. Mit einem sonderbaren Schrei flogen sie aus den Schloßfenstern hinaus über den Park und Wald dahin.

Es war noch ganz früh am Morgen, als sie da vorbeikamen, wo die Schwester Elisa in der Stube des Landmanns lag und schlief. Hier schwebten sie über dem Dache, drehten ihre langen Hälse und schlugen dann mit den Flügeln, aber niemand hörte oder sah es; sie mußten wieder weiter, hoch gegen die Wolken empor, hinaus in die weite Welt, da flogen sie hin nach einem großen dunklen Wald, der sich bis an den Strand erstreckte.

Die arme kleine Elisa stand in der Stube des Landmannes und spielte mit einem grünen Blatte, anderes Spielzeug hatte sie nicht; und sie stach ein Loch in das Blatt, sah da hindurch gegen die Sonne empor, und da war es, als sähe sie ihrer Brüder klare Augen, und jedes-

mal, wenn die warmen Sonnenstrahlen auf ihre Wange schienen, gedachte sie aller ihrer Küsse.

Ein Tag verging eben so wie der andere. Strich der Wind durch die großen Rosenhecken draußen vor dem Hause, so flüsterte er den Rosen zu: „wer kann schöner sein als ihr?“ aber die Rosen schüttelten das Haupt und sagten: „Elisa ist es!“ Und saß die alte Frau am Sonntage an der Thür und las in ihrem Gesangbuche, so wendete der Wind die Blätter um und sagte zum Buche: „Wer kann frömmer sein als du?“ — „Elisa ist es!“ sagte das Gesangbuch, und es war die reine Wahrheit, was die Rosen und das Gesangbuch sagten.

Als sie funfzehn Jahr alt war, sollte sie nach Hause; und als die Königin sah, wie schön sie war, wurde sie ihr gram und voll Haß; gern hätte sie sie in einen wilden Schwan verwandelt, wie die Brüder, aber das wagte sie nicht gleich, weil ja der König seine Tochter sehen wollte.

Früh des Morgens ging die Königin in das Bad, welches von Marmor erbaut und mit weichen Kissen und den prächtigsten Decken geschmückt war, und sie nahm drei Kröten, küßte sie, und sagte zu der einen: „setze dich auf Elisa's Kopf, wenn sie in das Bad kömmt, damit sie dumm wird wie du!“ „Setze dich auf ihre Stirn,“ sagte sie zur andern, „damit sie häßlich wird, wie du, so daß ihr Vater sie nicht kennt!“ „Ruhe an ihrem Herzen,“ flüsterte sie der dritten zu, „laß sie einen bösen Sinn erhalten, damit sie Schmerzen davon habe!“ Dann setzte sie die Krö-

ten in das klare Wasser, welches sogleich eine grüne Farbe erhielt, rief Elisa, zog sie aus und ließ sie in das Wasser hinab steigen, und indem sie untertauchte, setzte sich die eine Kröte ihr in das Haar, die andere auf ihre Stirn und die dritte auf die Brust, aber Elisa schien es gar nicht zu merken; sobald sie sich emporrichtete, schwammen drei rothe Mohnblumen auf dem Wasser. Wären die Thiere nicht giftig gewesen und von der Hexe geküßt worden, so wären sie in rothe Rosen verwandelt worden, aber Blumen wurden sie doch, weil sie auf ihrem Haupte und ihrem Herzen geruht hatten; sie war zu fromm und unschuldig, als daß die Zauberei Macht über sie haben konnte.

Als die böse Königin das sah, rieb sie sie mit Wallnußsaft ein, so daß sie ganz schwarzbraun wurde, bestrich das hübsche Antlitz mit einer stinkenden Salbe und ließ das herrliche Haar sich verwirren; es war unmöglich, die schöne Elisa wieder zu erkennen.

Als der Vater sie sah, erschrak er sehr, und sagte, es sei nicht seine Tochter; Niemand außer dem Kettenhunde und den Schwalben wollte sie erkennen, aber das waren arme Thiere, die nichts zu sagen hatten.

Da weinte die arme Elisa und dachte an ihre eilf Brüder, die alle weg waren. Betrübt stahl sie sich aus dem Schlosse und ging den ganzen Tag über Feld und Moor bis in den großen Wald hinein. Sie wußte gar nicht, wohin sie wollte, aber sie fühlte sich so betrübt und sehnte sich nach ihren Brüdern; die waren sicher auch, gleich ihr, in die Welt hinausgejagt, die wollte sie suchen und finden.

Nur kurze Zeit war sie im Walde gewesen, ehe die Nacht einbrach; sie war ganz von Weg und Steg gekommen; da legte sie sich auf das weiche Moos nieder, betete ihr Abendgebet und lehnte ihr Haupt an einen Baumstumpf. Es war da so stille, die Luft war so mild, und rings umher im Grase und im Moose leuchteten, einem grünen Feuer gleich, Hunderte von Johanniswürmchen; als sie einen der Zweige leise mit der Hand berührte, fielen die leuchtenden Insecten, wie Sternschnuppen, zu ihr nieder.

Die ganze Nacht träumte sie von ihren Brüdern; sie spielten wieder als Kinder, schrieben mit dem Diamantgriffel auf die Goldtafeln und betrachteten das herrliche Bilderbuch, welches das halbe Reich gekostet hatte; aber auf die Tafel schrieben sie nicht, wie früher, Nullen und Striche, sondern die muthigen Thaten, die sie vollführt, Alles, was sie erlebt und gesehen hatten; und im Bilderbuche war Alles lebendig, die Vögel sangen und die Menschen gingen aus dem Buche heraus und sprachen mit Elisa und ihren Brüdern, aber wenn sie das Blatt umwandte, sprangen sie gleich wieder hinein, damit keine Unordnung hinein käme.

Als sie erwachte, stand die Sonne schon hoch; sie konnte sie freilich nicht sehen, die hohen Bäume breiteten ihre Zweige dicht und fest aus, aber die Strahlen spielten dort oben gerade wie ein wehender Goldflor; da war ein Duft von dem Grünen, und die Vögel setzten sich fast auf ihre Schultern. Sie hörte das Wasser plätschern, das waren viele große Quellen, die alle in einen See fielen, in dem

der herrlichste Sandboden war; freilich wuchsen hier dichte Büsche rings herum, aber an einer Stelle hatten die Hirsche eine große Oeffnung gegraben und hier ging Elisa zum Wasser hin, das war so klar, daß, hätte der Wind nicht die Zweige und Büsche berührt, so daß sie sich bewegten, sie hätte glauben müssen, sie wären auf dem Boden abgemalt gewesen, so deutlich spiegelte sich dort jedes Blatt, sowohl das, welches von der Sonne beschienen, als das, welches im Schatten war.

Sobald sie ihr eigenes Gesicht erblickte, erschrak sie, so braun und häßlich war es, doch als sie ihre kleine Hand benetzte und Augen und Stirne rieb, glänzte die weiße Haut wieder vor; da entkleidete sie sich und ging in das frische Wasser hinein: ein schöneres Königskind, als sie war, wurde in dieser Welt nicht gefunden.

Als sie wieder angekleidet war und ihr langes Haar geflochten hatte, ging sie zur sprudelnden Quelle, trank aus der hohlen Hand, und wanderte tiefer in den Wald hinein, ohne selbst zu wissen wohin. Sie dachte an ihre Brüder, dachte an den lieben Gott, der sie sicher nicht verlassen würde; er ließ die wilden Waldäpfel wachsen, um den Hungerigen zu sättigen; er zeigte ihr einen solchen Baum, die Zweige bogen sich unter der Last der Früchte, hier hielt sie ihre Mittagsmahlzeit, setzte Stützen unter dessen Zweige und ging dann in den dunkelsten Theil des Waldes hinein. Da war es so stille, daß sie ihre eigenen Fußtritte hörte, wie jedes kleine vertrocknete Blatt, welches sich unter ihrem Fuße bog; nicht ein Vogel war da zu sehen, nicht ein

Sonnenstrahl konnte durch die großen dichten Baumzweige dringen; die hohen Stämme standen so nahe beisammen, daß, wenn sie gerade vor sich sah, es schien, als ob das eine Balkengitter, dicht bei dem anderen, sie umschlösse; o, hier war eine Einsamkeit, wie sie solche früher nie gekannt!

Die Nacht wurde so dunkel; nicht ein einziger kleiner Johanniswurm leuchtete aus dem Moose. Betrübt legte sie sich nieder um zu schlafen; da schien es ihr als ob die Baumzweige über ihr sich zur Seite bewegten und der liebe Gott mit milden Augen auf sie niederblickte, und kleine Engel sahen über seinem Kopf und unter seinen Armen hervor.

Als sie am Morgen erwachte, wußte sie nicht, ob sie es geträumt habe, oder ob es wirklich so gewesen.

Sie ging einige Schritte vorwärts, da begegnete sie einer alten Frau mit Beeren in ihrem Korbe; die Alte gab ihr einige davon. Elisa fragte, ob sie nicht eilf Prinzen durch den Wald habe reiten sehen.

„Nein!“ sagte die Alte, „aber ich sah gestern eilf Schwäne mit Goldkronen auf dem Haupte den Fluß hier nahebei hinabschwimmen!“

Und sie führte Elisa ein Stück weiter vor zu einem Abhange; am Fuße desselben schlängelte sich ein Flüßchen; die Bäume an seinen Ufern streckten ihre langen blattreichen Zweige einander entgegen, und wo sie, ihrem natürlichen Wuchse nach, nicht zusammenreichen konnten, da hatten sie die Wurzeln aus der Erde losgerissen und hingen, mit den Zweigen ineinander geflochten, über das Wasser hinaus.

Elisa sagte der Alten Lebewohl und ging längs des Flüßchens, bis wo dieses in den großen, offenen Strand hinaus floß.

Das ganze herrliche Meer lag vor dem jungen Mädchen; aber nicht ein Segel zeigte sich darauf, nicht ein Boot war da zu sehen, wie sollte sie nun weiter fort kommen? Sie betrachtete die unzähligen kleinen Steine am Ufer; das Wasser hatte sie alle rund geschliffen. Glas, Eisen, Steine, Alles was da zusammengespült lag, hatte die Gestalt des Wassers angenommen, welches doch viel weicher war als ihre feine Hand. „Das rollet unermüdlich fort, und so ebnet sich das Harte, ich will eben so unermüdlich sein; Dank für eure Lehre, ihr klaren rollenden Wogen; einst, das sagt mir mein Herz, werdet ihr mich zu meinen lieben Brüdern tragen!“

Auf dem angespülten Seegrase lagen eilf weiße Schwanenfedern; sie sammelte sie in einen Strauß, es lagen Wassertropfen darauf, ob es Thau oder Thränen waren, konnte Niemand sehen. Einsam war es dort am Strande, aber sie fühlte es nicht; denn das Meer bot eine ewige Abwechselung dar, ja in einigen wenigen Stunden mehr, als die süßen Landseen in einem ganzen Jahre aufweisen können. Kam eine große schwarze Wolke, so war das, als ob die See sagen wollte: ich kann auch finster aussehen, und dann blies der Wind und die Wogen kehrten das Weiße nach außen; schienen aber die Wolken roth und schliefen die Winde, so war das Meer einem Rosenblatte gleich; bald wurde es grün, bald weiß, aber wie still es auch ruhte, war doch am

Ufer eine leise Bewegung; das Wasser hob sich schwach, wie die Brust eines schlafenden Kindes.

Als die Sonne im Begriff war unterzugehen, sah Elisa eilf wilde Schwäne mit Goldkronen auf dem Kopfe dem Lande zufliegen, sie schwebten der eine hinter dem andern; es sah aus wie ein langes weißes Band; da stieg Elisa den Abhang hinauf und verbarg sich hinter einem Busch; die Schwäne ließen sich nahe bei ihr nieder und schlugen mit ihren großen, weißen Schwingen.

Sowie die Sonne unter dem Wasser war, fielen plötzlich die Schwanengefieder und eilf schöne Prinzen, Elisa's Brüder, standen da. Sie stieß einen lauten Schrei aus; ungeachtet sie sich sehr verändert hatten, so wußte sie, daß sie es waren, fühlte, daß sie es sein müßten; und sie sprang in ihre Arme, nannte sie bei Namen und sie fühlten sich so glücklich, als sie ihre kleine Schwester sahen, und erkannten sie, die nun so groß und schön war. Sie lachten und sie weinten, und bald hatten sie einander verstanden, wie böse ihre Stiefmutter gegen sie alle gewesen war.

„Wir Brüder," sagte der Aelteste, „fliegen als wilde Schwäne, so lange die Sonne am Himmel steht; sobald sie unter ist, erhalten wir unsere menschliche Gestalt wieder; deshalb müssen wir immer aufpassen, beim Sonnenuntergang eine Ruhestätte für die Füße zu haben; denn fliegen wir um diese Zeit gegen die Wolken an, so müssen wir als Menschen in die Tiefe hinunterstürzen. Hier wohnen wir nicht; es liegt ein eben so schönes Land, wie dieses, jenseits der See; aber der Weg dahin ist weit, wir müssen über das große

Meer, und es findet sich keine Insel auf unserm Wege, wo wir übernachten könnten, nur eine einsame kleine Klippe ragt in der Mitte daraus hervor; sie ist nicht größer, als daß wir dicht neben einander darauf ruhen können; ist die See stark bewegt, so spritzt das Wasser hoch über uns; aber doch danken wir Gott für sie. Da übernachten wir in unserer Menschengestalt, ohne diese könnten wir nie unser liebes Vaterland besuchen, denn zwei der längsten Tage des Jahres brauchen wir zu unserer Flucht. Nur einmal im Jahre ist es uns vergönnt, unsere Heimath zu besuchen, eilf Tage können wir hier bleiben, über den großen Wald hin fliegen, von wo wir das Schloß erblicken können, wo wir geboren wurden und wo unser Vater wohnt, den hohen Kirchthurm sehen, wo die Mutter begraben ist. — Hier kömmt es uns vor, als wären Bäume und Büsche mit uns verwandt, hier laufen die wilden Pferde über die Steppen hin, wie wir es in unserer Kindheit gesehen; hier singt der Kohlenbrenner die alten Lieder, nach denen wir als Kinder tanzten, hier ist unser Vaterland; hierher fühlen wir uns gezogen, und hier haben wir dich, du liebe, kleine Schwester, gefunden! Zwei Tage können wir noch hier bleiben, dann müssen wir fort über das Meer nach einem herrlichen Lande, welches aber nicht unser Vaterland ist! Wie bringen wir dich fort? Wir haben weder Schiff noch Boot!"

„Auf welche Art kann ich euch erlösen?" sagte die Schwester.

Und sie unterhielten sich fast die ganze Nacht: es wurde nur einige Stunden geschlummert.

Elisa erwachte von dem Schall der Schwanenflügel, welche über ihr sauseten. Die Brüder waren wieder verwandelt und sie flogen in großen Kreisen und zuletzt weit weg, aber der eine von ihnen, der jüngste, blieb zurück; und der Schwan legte den Kopf in ihren Schooß und sie streichelte seine Flügel; den ganzen Tag waren sie beisammen. Gegen Abend kamen die anderen zurück, und als die Sonne unter war, standen sie in ihrer natürlichen Gestalt da.

„Morgen fliegen wir von hier weg und können nicht vor Ablauf eines ganzen Jahres zurückkehren, aber dich können wir nicht so verlassen! Hast du Muth mitzukommen? Mein Arm ist stark genug, dich durch den Wald zu tragen, sollten wir da nicht Alle so starke Flügel haben, um mit dir über das Meer zu fliegen."

„Ja, nehmt mich mit!" sagte Elisa.

Die ganze Nacht brachten sie damit zu, ein Netz aus der geschmeidigen Weidenrinde und dem zähen Schilf zu flechten, und das wurde groß und stark. Auf dieses legte Elisa sich, und als die Sonne hervortrat und die Brüder in wilde Schwäne verwandelt wurden, ergriffen sie das Netz mit ihrem Schnabel und flogen mit ihrer lieben Schwester, die noch schlief, hoch gegen die Wolken an. Die Sonnenstrahlen fielen ihr gerade auf das Antlitz, deshalb flog einer der Schwäne über ihrem Kopf, damit seine breiten Schwingen sie beschatten möchten.

Sie waren weit vom Lande entfernt, als Elisa erwachte; sie glaubte noch zu träumen, so sonderbar kam es ihr vor, hoch durch die Luft, über das Meer getragen zu

werden. An ihrer Seite lag ein Zweig mit herrlichen reifen Beeren und ein Bund wohlschmeckende Wurzeln; die hatte der jüngste der Brüder gesammelt und ihr hingelegt; sie lächelte ihn dankbar an, denn sie erkannte ihn, er war es, der über ihr flog und sie mit den Schwingen beschattete.

Sie waren so hoch, daß das größte Schiff, welches sie unter sich erblickten, eine weiße Möve zu sein schien, die auf dem Wasser lag. Eine große Wolke stand hinter ihnen, das war ein ganzer Berg, und auf diesem sah Elisa ihren eigenen Schatten und den der eilf Schwäne, so riesengroß flogen sie da; das war ein Gemälde, prächtiger als sie früher je eins gesehen; doch als die Sonne höher stieg und die Wolke weiter zurückblieb, verschwand das schwebende Schattenbild.

Den ganzen Tag flogen sie fort, gleich einem sausenden Pfeil durch die Luft, aber es ging doch langsamer als sonst, denn jetzt hatten sie die Schwester zu tragen. Es zog ein böses Wetter auf, der Abend näherte sich; ängstlich sah Elisa die Sonne sinken, und noch war die einsame Klippe im Meere nicht zu erblicken; es kam ihr vor, als machten die Schwäne stärkere Schläge mit den Flügeln. Ach! sie war Schuld daran, daß sie nicht rasch genug fort kamen; wenn die Sonne untergegangen war, so mußten sie Menschen werden, in das Meer stürzen und ertrinken. Da betete sie aus dem Innersten des Herzens ein Gebet zum lieben Gott, aber noch erblickte sie keine Klippe; die schwarze Wolke kam näher; die starken Windstöße verkündeten einen

Sturm; die Wolken standen in einer einzigen großen drohenden Welle da, welche fast wie Blei vorwärts schoß; Blitz leuchtete auf Blitz.

Jetzt war die Sonne gerade am Rande des Meeres. Elisa's Herz bebte; da schossen die Schwäne hinab, so schnell, daß sie zu fallen glaubte; aber nun schwebten sie wieder. Die Sonne war halb unter dem Wasser; da erblickte sie erst die kleine Klippe unter sich, sie sah nicht größer aus, als ob es ein Seehund wäre, der den Kopf aus dem Wasser steckte. Die Sonne sank so schnell; jetzt erschien sie nur noch wie ein Stern, da berührte ihr Fuß den festen Grund, die Sonne erlosch gleich dem letzten Funken im brennenden Papier; Arm in Arm sah sie die Brüder um sich stehen; aber mehr Platz, als gerade für diese und für sie, war auch nicht da. Die See schlug gegen die Klippe und ging wie Staubregen über sie hin; der Himmel leuchtete in einem fortwährenden Feuer, und Schlag auf Schlag rollte der Donner; aber Schwester und Brüder faßten sich an den Händen und sangen Psalmen, aus denen sie Trost und Muth schöpften.

In der Morgendämmerung war die Luft rein und still; sobald die Sonne emporstieg, flogen die Schwäne mit Elisa von der Insel fort. Das Meer ging noch hoch, es sah aus, wie sie hoch in der Luft waren, als ob der weiße Schaum auf der schwarzgrünen See Millionen Schwäne wären, die auf dem Wasser schwammen.

Als die Sonne höher stieg, sah Elisa vor sich, halb in der Luft schwimmend, ein Bergland, mit glänzenden

Eismassen auf den Felsen, und mitten darauf erhob sich ein wohl meilenlanges Schloß, mit einem kühnen Säulengange über dem andern; unten wogten Palmenwälder und Prachtblumen, groß, wie Mühlräder. Sie fragte, ob das das Land sei, wo sie hin wollten, aber die Schwäne schüttelten mit dem Kopfe, denn das, was sie sah, war der Fata Morgana herrliches, allezeit wechselndes Wolkenschloß; da durften sie keinen Menschen hineinbringen. Elisa starrte es an, da stürzten Berge, Wälder und Schloß zusammen und zwanzig stolze Kirchen, alle einander gleich, mit hohen Thürmen und spitzen Fenstern standen da. Sie glaubte die Orgel ertönen zu hören, aber es war das Meer, welches sie hörte. Nun war sie den Kirchen ganz nahe, da wurden diese zu einer ganzen Flotte, die unter ihr dahin segelte; sie sah nieder, und es waren nur Meernebel, die über dem Wasser hinglitten. Ja, eine ewige Abwechselung hatte sie vor Augen, und nun sah sie das wirkliche Land, nach dem sie hin wollte; da erhoben sich die herrlichen blauen Berge, mit Cedernwäldern, Städten und Schlössern. Lange bevor die Sonne unterging, saß sie auf den Felsen vor einer großen Höhle, die mit feinen grünen Schlingpflanzen bewachsen war; es sah aus, als wären es gestickte Teppiche.

„Nun wollen wir sehen, was du diese Nacht hier träumst,“ sagte der jüngste Bruder und zeigte ihr ihre Schlafkammer.

„Gebe der Himmel, daß ich träumen möge, wie ich euch erretten kann,“ sagte sie; und dieser Gedanke beschäf-

tigte sie lebhaft; sie betete recht inbrünstig zu Gott um seine Hülfe, ja selbst im Schlafe fuhr sie fort zu beten; da kam es ihr vor, als ob sie hoch in die Luft fliege, zu der Fata Morgana Wolkenschloß, und die Fee kam ihr entgegen, so schön und glänzend, und doch glich sie ganz der alten Frau, die ihr Beeren im Walde gegeben und ihr von den Schwänen mit Goldkronen auf dem Kopfe erzählt hatte.

„Deine Brüder können erlöst werden," sagte sie, „aber hast du Muth und Ausdauer? Wohl ist das Wasser weicher, als deine feinen Hände, und doch formet es die Steine um, aber es fühlt nicht die Schmerzen, die deine Finger fühlen werden; es hat kein Herz, leidet nicht die Angst und Qual, die du aushalten mußt. Siehst du die Brennnessel, die ich in meiner Hand halte? von derselben Art wachsen viele rings um die Höhle, wo du schläfst; nur die dort und die, welche auf des Kirchhofes Gräbern wachsen, sind tauglich, merke dir das; die mußt du pflücken, obgleich sie deine Haut voll Blasen brennen werden; brich die Nesseln mit deinen Füßen, so erhältst du Flachs, mit diesem mußt du eilf Panzerhemden mit langen Aermeln flechten und binden, wirf diese über die eilf Schwäne, so ist der Zauber gelöst. Aber bedenke wohl, daß du von dem Augenblicke, wo du diese Arbeit beginnst, bis gerade, wo sie vollendet ist, wenn auch Jahre darüber vergehen, nicht sprechen darfst; das erste Wort, welches du sprichst, geht als tödtender Dolch in deiner Brüder Herz! An deiner Zunge hängt ihr Leben. Merke dir das Alles."

Und sie berührte zugleich ihre Hand mit der Nessel; es war einem brennenden Feuer gleich, Elisa erwachte dadurch. Es war heller Tag, und dicht daneben, wo sie geschlafen hatte, lag eine Nessel, wie die, welche sie im Traume gesehen hatte. Da fiel sie auf ihre Kniee, dankte dem lieben Gott und ging aus der Höhle hinaus, um ihre Arbeit zu beginnen.

Mit den feinen Händen griff sie hinunter in die häßlichen Nesseln, sie waren wie Feuer; große Blasen brannten sie an ihren Händen und Armen, aber gern wollte sie es leiden, konnte sie nur die lieben Brüder befreien. Sie brach jede Nessel mit ihren bloßen Füßen und flocht den grünen Flachs.

Als die Sonne untergegangen war, kamen die Brüder, und sie erschraken, sie so stumm zu finden; sie glaubten, es wäre ein neuer Zauber der bösen Stiefmutter; aber als sie ihre Hände erblickten, begriffen sie, was sie ihrethalben thue, und der jüngste Bruder weinte, und wohin seine Thränen fielen, da fühlte sie keine Schmerzen, da verschwanden die brennenden Blasen.

Die Nacht brachte sie bei ihrer Arbeit zu, denn sie hatte keine Ruhe, bevor sie die lieben Brüder erlöst hatte; den ganzen folgenden Tag, während die Schwäne fort waren, saß sie in ihrer Einsamkeit, aber noch nie war die Zeit so eilig entflohen. Ein Panzerhemde war schon fertig, nun fing sie das nächste an.

Da ertönte das Jagdhorn zwischen den Bergen; sie wurde von Furcht ergriffen; der Ton kam immer näher;

sie hörte Hunde bellen; erschrocken floh sie in die Höhle, band die Nesseln, die sie gesammelt und gehechelt hatte, in ein Bund zusammen und setzte sich darauf.

Zugleich kam ein großer Hund aus der Schlucht hervorgesprungen, und gleich darauf wieder einer, und noch einer; sie bellten laut, liefen zurück und kamen wieder vor. Es währte nicht viele Minuten, so standen alle Jäger vor der Höhle, und der schönste unter ihnen war der König des Landes; er trat auf Elisa zu, nie hatte er ein schöneres Mädchen gesehen.

„Wie bist du hierher gekommen, du herrliches Kind?“ fragte er. Elisa schüttelte das Haupt, sie durfte ja nicht sprechen, es galt ihrer Brüder Erlösung und Leben; und sie verbarg ihre Hände unter der Schürze, damit der König nicht sehen möge, was sie leiden müsse.

„Komm mit mir!“ sagte er, „hier darfst du nicht bleiben; bist du gut, wie du schön bist, so will ich dich in Seide und Sammet kleiden, die Goldkrone dir auf das Haupt setzen, und du sollst in meinem reichsten Schlosse wohnen und hausen!“ — und dann hob er sie auf sein Pferd. Sie weinte und rang die Hände, aber der König sagte: „Ich will nur dein Glück! einst wirst du mir dafür danken;“ und dann jagte er fort durch die Berge, und hielt sie vorn auf dem Pferde, und die Jäger jagten hinterher.

Als die Sonne unterging, lag die schöne Königsstadt mit Kirchen und Kuppeln vor ihnen, und der König führte

sie in das Schloß, wo große Springbrunnen in den hohen Marmorsälen plätscherten, wo Wände und Decke mit Gemälden prangten, aber sie hatte keine Augen dafür, sie weinte und trauerte; willig ließ sie die Frauen ihr königliche Kleider anlegen, Perlen in ihre Haare flechten und feine Handschuhe über die verbrannten Finger ziehen.

Als sie in aller ihrer Pracht dastand, war sie so blendend schön, daß der Hof sich noch tiefer vor ihr verneigte, und der König erkor sie zu seiner Braut, obgleich der Erzbischof mit dem Kopf schüttelte und flüsterte, daß das schöne Waldmädchen sicher eine Hexe sei, sie blende die Augen und bethöre das Herz des Königs.

Aber der König hörte nicht darauf, ließ die Musik ertönen, die köstlichsten Gerichte auftragen, die lieblichsten Mädchen um sie tanzen, und sie wurde durch duftende Gärten in prächtige Säle hinein geführt, aber nicht ein Lächeln kam auf ihre Lippen oder sprach aus ihren Augen, ein Bild der Trauer, stand sie da. Nun öffnete der König eine kleine Kammer dicht daneben, wo sie schlafen sollte; sie war mit köstlichen grünen Teppichen geschmückt und glich ganz der Höhle, in der sie gewesen war; auf dem Fußboden lag das Bund Flachs, welches sie aus den Nesseln gesponnen hatte, und unter der Decke hing das Panzerhemde, welches fertig gestrickt war; Alles dieses hatte einer der Jäger als Curiosität mitgenommen.

„Hier kannst du dich in deine frühere Heimath zurückträumen!“ sagte der König. „Hier ist die Arbeit, die dich

dort beschäftigte; jetzt, mitten in aller deiner Pracht, wird es dich belustigen, an jene Zeit zurück zu denken."

Als Elisa das sah, was ihrem Herzen so nahe lag, spielte ein Lächeln um ihren Mund und das Blut kehrte in die Wangen zurück; sie dachte an die Erlösung ihrer Brüder, küßte des Königs Hand, und er drückte sie an sein Herz, und ließ durch alle Kirchenglocken das Hochzeitsfest verkünden. Das schöne stumme Mädchen aus dem Walde war des Landes Königin.

Da flüsterte der Erzbischof böse Worte in des Königs Ohren, aber sie drangen nicht bis zu seinem Herzen; die Hochzeit sollte sein. Der Erzbischof selbst mußte ihr die Krone auf das Haupt setzen, und er drückte mit bösem Unwillen den engen Ring fest auf ihre Stirn nieder, so daß es wehe that; doch es lag ein schwererer Ring um ihr Herz, die Trauer um ihre Brüder; sie fühlte nicht die körperlichen Leiden. Ihr Mund war stumm, ein einziges Wort würde ja ihren Brüdern das Leben kosten, aber in ihren Augen sprach sich innige Liebe zu dem guten schönen Könige aus, der Alles that, um sie zu erfreuen. Mit ganzem Herzen gewann sie ihn von Tage zu Tage lieber; o, daß sie sich nur ihm vertrauen, ihm ihre Leiden klagen dürfte! Doch stumm mußte sie sein, stumm mußte sie ihr Werk vollbringen. Deshalb schlich sie sich Nachts von seiner Seite, ging in die kleine Kammer, welche wie die Höhle geschmückt war, und strickte ein Panzerhemde nach dem andern fertig; aber als sie das siebente begann, hatte sie keinen Flachs mehr.

Auf dem Kirchhof wußte sie, daß die Nesseln wüchsen, die sie brauchen wollte, aber selbst mußte sie sie pflücken; wie sollte sie da hinaus gelangen! —

„O, was ist der Schmerz in meinen Fingern gegen die Qual, die mein Herz erduldet!" dachte sie, „ich muß es wagen! Der Herr wird seine Hand nicht von mir abziehen!" Mit einer Herzensangst, als sei es eine böse That, die sie vorhabe, schlich sie sich in der mondhellen Nacht in den Garten hinunter, ging durch die langen Alleen, in die einsamen Straßen, nach dem Kirchhofe hinaus. Da sah sie auf einem der breitesten Leichensteine einen Kreis Lamien sitzen, häßliche Hexen; sie nahmen ihre Lumpen ab, als ob sie sich baden wollten, und dann gruben sie mit den langen magern Fingern die frischen Gräber auf, nahmen die Leichen heraus und aßen ihr Fleisch. Elisa mußte an ihnen nahe vorbei, und sie hefteten ihre bösen Blicke auf sie, aber sie betete still, sammelte die brennenden Nesseln und trug sie nach dem Schlosse heim.

Nur ein einziger Mensch hatte sie gesehen, der Erzbischof; er war auf, wenn die andern schliefen; nun hatte er doch Recht mit seiner Meinung: daß es mit der Königin nicht sei, wie es sein solle; sie war eine Hexe, deshalb hatte sie den König und das ganze Volk bethört.

Im Beichtstuhle sagte er dem Könige, was er gesehen und was er fürchtete, und als die harten Worte seiner Zunge entströmten, schüttelten die ausgeschnittenen Heiligenbilder die Köpfe, als wenn sie sagen wollten: es ist nicht so,

Elisa ist unschuldig! Aber der Erzbischof legte es anders aus, meinte, daß sie gegen sie zeugten, daß sie über ihre Sünden die Köpfe schüttelten. Da rollten zwei schwere Thränen über des Königs Wangen herab, er ging nach Hause mit Zweifel in seinem Herzen und stellte sich, als ob er in der Nacht schliefe, aber es kam kein ruhiger Schlaf in seine Augen; er merkte, wie Elisa aufstand, und jede Nacht wiederholte sie dieses, und jedes Mal folgte er sachte nach und sah, wie sie in ihre Kammer verschwand.

Tag für Tag wurde seine Miene finsterer; Elisa sah es, begriff aber nicht weshalb, aber es ängstigte sie, und was litt sie nicht in ihrem Herzen für die Brüder! Auf den königlichen Sammet und Purpur flossen ihre heißen Thränen, sie lagen da wie schimmernde Diamanten, und Alle, welche die reiche Pracht sahen, wünschten Königin zu sein. Inzwischen war sie bald mit ihrer Arbeit fertig, nur ein Panzerhemde fehlte noch; aber Flachs hatte sie auch nicht mehr und nicht eine einzige Nessel. Einmal, nur dieses letzte Mal, mußte sie deshalb nach dem Kirchhof und einige Hände voll pflücken. Sie dachte mit Angst an diese einsame Wanderung und an die schrecklichen Lamien; aber ihr Wille stand fest, so wie ihr Vertrauen auf den Herrn.

Elisa ging, aber der König und der Erzbischof folgten nach; sie sahen sie bei der Gitterpforte zum Kirchhofe hinein verschwinden und als sie sich ihr näherten, saßen die Lamien auf dem Grabsteine, wie Elisa sie gesehen hatte, und der König wendete sich ab; denn unter diesen dachte

er sie sich, deren Haupt noch diesen Abend an seiner Brust geruht hatte.

„Das Volk muß sie verurtheilen!“ sagte er, und das Volk urtheilte, sie solle in den rothen Flammen verbrannt werden.

Aus den prächtigen Königssälen wurde sie in ein dunkles, feuchtes Loch geführt, wo der Wind durch das Gitter hineinpfiff; statt Sammet und Seide gab man ihr das Bund Nesseln, welches sie gesammelt hatte, darauf konnte sie ihr Haupt legen, die harten brennenden Panzerhemden, die sie gestrickt hatte, sollten ihre Decke sein, aber nichts Lieberes konnten sie ihr geben, sie nahm wieder ihre Arbeit auf und betete zu ihrem Gott. Draußen sangen die Straßenbuben Spottlieder auf sie, keine Seele tröstete sie mit einem freundlichen Worte.

Da schwirrte gegen Abend dicht am Gitter ein Schwanenflügel, das war der jüngste der Brüder, er hatte die Schwester gefunden; und sie schluchzte laut vor Freude, obgleich sie wußte, daß die kommende Nacht wahrscheinlich die letzte sein würde, die sie zu leben hätte, aber nun war ja auch die Arbeit fast beendigt und ihre Brüder waren hier.

Der Erzbischof kam nun, um in der letzten Stunde bei ihr zu sein, das hatte er dem Könige versprochen, aber sie schüttelte das Haupt und bat mit Blick und Mienen, er möge gehen; in dieser Nacht mußte sie ja ihre Arbeit vollenden, sonst war Alles unnütz, Alles, Schmerz, Thränen und die schlaflosen Nächte. Der Erzbischof entfernte sich mit bösen Worten

gegen sie, aber die arme Elisa wußte, daß sie unschuldig sei, und fuhr in ihrer Arbeit fort.

Die kleinen Mäuse liefen auf dem Fußboden, sie schleppten Nesseln zu ihren Füßen hin, um doch etwas zu helfen, und die Drossel setzte sich an das Gitter des Fensters und sang die ganze Nacht, so munter wie sie konnte, damit sie nicht den Muth verlieren möchte.

Es dämmerte noch, erst nach einer Stunde ging die Sonne auf, da standen die eilf Brüder an der Pforte des Schlosses und verlangten vor den König geführt zu werden, aber das könne nicht geschehen, wurde geantwortet, es wäre ja noch Nacht, der König schliefe und dürfe nicht geweckt werden. Sie baten, sie droheten, die Wache kam, ja selbst der König trat heraus und frug, was das bedeute; da ging gerade die Sonne auf, und da waren keine Brüder zu sehen, aber über das Schloß flogen eilf wilde Schwäne hin.

Aus dem Stadtthore strömte das ganze Volk, es wollte die Hexe verbrennen sehen. Ein alter Gaul zog den Karren, auf dem sie saß; man hatte ihr einen Kittel, von grobem Sackleinen, angezogen; ihr herrliches Haar hing lose um das schöne Haupt; ihre Wangen waren todtenbleich, ihre Lippen bewegten sich leise, während die Finger den grünen Flachs flochten; selbst auf dem Wege zu ihrem Tode unterbrach sie die angefangene Arbeit nicht, die zehn Panzerhemden lagen zu ihren Füßen, an dem eilften strickte sie. Der Pöbel verhöhnte sie.

„Sieh die Hexe, wie sie murmelt! Kein Gesangbuch

hat sie in der Hand, nein, mit ihrer häßlichen Gaukelei sitzt sie da, reißt sie von ihr in tausend Stücke!“

Und sie drangen Alle auf sie ein und wollten diese zerreißen; da kamen eilf weiße Schwäne geflogen, die setzten sich rings um sie auf den Karren und schlugen mit ihren großen Schwingen. Da wich der Haufen erschrocken zur Seite.

„Das ist ein Zeichen des Himmels! Sie ist sicher unschuldig!“ flüsterten viele, aber sie wagten es nicht laut zu sagen.

Nun ergriff der Henker sie bei der Hand, da warf sie hastig die eilf Panzerhemden über die Schwäne und sogleich standen eilf schöne Prinzen da, aber der jüngste hatte einen Schwanenflügel statt des einen Armes, denn es fehlte ein Aermel in seinem Panzerhemde, den hatte sie nicht fertig gebracht.

„Nun darf ich sprechen!“ sagte sie, „ich bin unschuldig.“

Und das Volk, welches sah, was geschehen war, neigte sich vor ihr wie vor einer Heiligen; aber sie sank leblos in der Brüder Arme, so hatten Spannung, Angst und Schmerz auf sie gewirkt.

„Ja, unschuldig ist sie!“ sagte der älteste Bruder, und nun erzählte er Alles, was geschehen war, und während er sprach, verbreitete sich ein Duft, wie von Millionen Rosen, denn jedes Stück Brennholz im Scheiterhaufen hatte Wurzel geschlagen und trieb Zweige; es stand eine duftende Hecke da, hoch und groß mit rothen Rosen; ganz oben saß eine Blume,

weiß und glänzend, sie leuchtete wie ein Stern, die pflückte der König und steckte sie an Elisa's Busen, da erwachte sie mit Frieden und Glückseligkeit im Herzen.

Und alle Kirchenglocken läuteten von selbst und die Vögel kamen in großen Zügen; es wurde ein Hochzeitszug zurück zum Schlosse, wie ihn noch kein König gesehen hatte.

Die Blumen der kleinen Ida.

„Meine armen Blumen sind ganz todt!" sagte die kleine Ida. „Sie waren so schön gestern Abend, und nun hängen alle Blätter vertrocknet da! Warum thun sie das?" fragte sie den Studenten, der auf dem Sopha saß, denn sie mochte ihn sehr gern leiden, er wußte die allerschönsten Geschichten und schnitt so belustigende Bilder aus, Herzen mit kleinen Damen darin, welche tanzten, Blumen und große Schlösser, woran man die Thüren öffnen konnte; es war ein munterer Student. „Weshalb sehn die Blumen heut so jämmerlich aus?" fragte sie wieder und zeigte ihm einen Strauß, welcher ganz vertrocknet war.

„Weißt du, was ihnen fehlt?" sagte der Student. „Die Blumen sind diese Nacht auf dem Ball gewesen, und deshalb hängen sie die Köpfe."

„Aber die Blumen können ja nicht tanzen," sagte die kleine Ida.

„Allerdings," sagte der Student, „wenn es dunkel wird

und wir andern schlafen, dann springen sie lustig umher; fast jede Nacht halten sie Ball."

„Können Kinder nicht mit auf diesen Ball kommen?"

„Ja," sagte der Student, „ganz kleine Gänseblümchen und Maiblümchen."

„Wo tanzen die schönen Blumen?" fragte die kleine Ida.

„Bist du nicht oft außerhalb des Thores bei dem großen Schlosse gewesen, wo der König im Sommer wohnt, wo der herrliche Garten mit den vielen Blumen ist? Du hast ja die Schwäne gesehen, welche zu dir hinschwimmen, wenn du ihnen Brodkrumen geben willst. Glaube mir, da draußen ist großer Ball."

„Ich war gestern mit meiner Mutter da draußen im Garten," sagte Ida, „aber alle Blätter waren von den Bäumen, und es waren durchaus keine Blumen mehr da; wo sind sie? Im Sommer sah ich so viele!"

„Sie sind drinnen im Schlosse," sagte der Student. „Wisse, sobald der König und alle Hofleute in die Stadt ziehen, laufen die Blumen gleich aus dem Garten auf das Schloß und sind lustig. Das solltest du sehen. Die beiden allerschönsten Rosen setzen sich auf den Thron, und dann sind sie König und Königin, alle die rothen Hahnenkämme stellen sich zu beiden Seiten auf und stehen und verbeugen sich, das sind die Kammerjunker. — Dann kommen alle die niedlichsten Blumen, und es ist großer Ball; die blauen Veilchen stellen kleine Seecadetten vor, sie

tanzen mit Hyacinthen und Crocus, welche sie Fräulein nennen; die Tulpen und die großen Feuerlilien sind alte Damen, die passen auf, daß hübsch getanzt wird und daß es hübsch ordentlich zugeht."

„Aber," frug die kleine Ida, „ist Niemand da, der den Blumen etwas zu Leide thut, weil sie in des Königs Schloß tanzen?"

„Es weiß eigentlich Niemand so recht darum," sagte der Student. „Zuweilen kömmt freilich in der Nacht der alte Schloßverwalter, welcher dort draußen aufpassen soll; er hat ein großes Bund Schlüssel bei sich, aber sobald die Blumen die Schlüssel rasseln hören, sind sie ganz stille, verstecken sich hinter den langen Gardinen und stecken den Kopf hervor. „Ich rieche, daß Blumen hier sind," sagt der alte Schloßverwalter, aber er kann sie nicht sehen."

„Das ist herrlich!" sagte die kleine Ida und klatschte in die Hände. „Aber würde ich die Blumen auch nicht sehen können?"

„Ja," sagte der Student, „denke nur daran, wenn du wieder hinauskömmst, daß du in das Fenster siehst, so wirst du sie schon gewahr werden. Das that ich heute, da lag eine lange gelbe Lilie auf dem Sopha und streckte sich, das war eine Hofdame."

„Können auch die Blumen aus dem botanischen Garten dahin kommen? Können sie den weiten Weg machen?"

„Ja gewiß," sagte der Student, „wenn sie wollen, so können sie fliegen. Hast du nicht die schönen Schmetter-

linge gesehen, die rothen, gelben und weißen, sie sehen fast aus wie Blumen, das sind sie auch gewesen; sie sind vom Stengel ab hoch in die Luft geflogen und haben da mit den Blättern geschlagen, als wenn es kleine Flügel wären, und da flogen sie; und da sie sich gut aufführten, bekamen sie die Erlaubniß, auch bei Tage herum zu fliegen, brauchten nicht zu Hause und still auf dem Stiel zu sitzen, und da wurden die Blätter am Ende zu wirklichen Flügeln. Das hast du ja selbst gesehen. Es kann übrigens sein, daß die Blumen im botanischen Garten noch nie im Schlosse des Königs gewesen sind oder nicht wissen, daß es dort des Nachts so munter hergeht. Deshalb will ich dir etwas sagen: er wird recht erstaunen, der botanische Professor, der hier nebenan wohnt, du kennst ihn ja wohl? Wenn du in seinen Garten kömmst, mußt du einer der Blumen erzählen, daß draußen auf dem Schlosse großer Ball sei, dann sagt sie es allen andern wieder und dann fliegen sie fort; kommt dann der Professor in den Garten hinaus, so ist nicht eine einzige Blume da, und er kann gar nicht begreifen, wo sie geblieben sind."

„Aber wie kann es denn die Blume den andern erzählen? Die Blumen können ja nicht sprechen!"

„Das können sie freilich nicht," erwiderte der Student, „aber dann machen sie Pantomimen. Hast du nicht oft gesehen, daß, wenn es ein wenig weht, die Blumen sich zunicken und alle die grünen Blätter bewegen? Das ist eben so deutlich, als ob sie sprächen."

„Kann der Professor denn die Pantomime verstehen?“ frug Ida.

„Ja, sicherlich. Er kam eines Morgens in seinen Garten und sah eine große Brennnessel stehen und mit ihren Blättern einer schönen rothen Nelke Pantomimen machen, sie sagte: „du bist so niedlich und ich bin dir so gut;“ aber dergleichen kann der Professor nicht leiden und schlug sogleich der Brennnessel auf die Blätter, denn das sind ihre Finger, aber da brannte er sich, und seit der Zeit wagt er es nicht eine Brennnessel anzurühren.“

„Das ist lustig!“ sagte die kleine Ida und lachte.

„Wie kann man einem Kinde so etwas in den Kopf setzen!“ sagte der langweilige Kanzleirath, welcher zum Besuch gekommen war und auf dem Sopha saß; er konnte den Studenten gar nicht leiden und brummte immer, wenn er ihn die possirlichen muntern Bilder ausschneiden sah: bald war es ein Mann, der an einem Galgen hing und ein Herz in der Hand hielt, denn er war ein Herzendieb, bald eine alte Hexe, welche auf einem Besen ritt und ihren Mann auf der Nase hatte; das konnte der Kanzleirath nicht leiden, und dann sagte er, gerade wie jetzt, „wie kann man einem Kinde so etwas in den Kopf setzen! das ist die dumme Phantasie!“

Aber der kleinen Ida schien es doch recht drollig zu sein, was der Student von ihren Blumen erzählte, und sie dachte viel daran. Die Blumen hingen die Köpfe, denn sie waren müde, da sie die ganze Nacht getanzt hatten,

sie waren sicher krank. Da ging sie mit ihnen zu ihrem andern Spielzeug, welches auf einem niedlichen kleinen Tische stand, und das ganze Schubfach war voll schöner Sachen. Im Puppenbette lag ihre Puppe, Sophie, und schlief, aber die kleine Ida sagte ihr: „du mußt wirklich aufstehen, Sophie, und damit fürlieb nehmen, diese Nacht im Schubkasten zu liegen, die armen Blumen sind krank, und da müssen sie in deinem Bette liegen, vielleicht werden sie dann wieder gesund!“ Und da nahm sie die Puppe auf, aber die sah so verdrießlich aus und sagte nicht ein einziges Wort, denn sie war ärgerlich, daß sie ihr Bett nicht behalten konnte.

Dann legte Ida die Blumen in das Puppenbett, zog die kleine Decke ganz über sie herauf und sagte, nun möchten sie hübsch still liegen, so wolle sie ihnen Thee kochen, damit sie wieder munter würden und morgen aufstehen könnten, und sie zog die Gardinen dicht um das kleine Bett zusammen, damit die Sonne ihnen nicht in die Augen schiene.

Den ganzen Abend hindurch konnte sie nicht unterlassen an das zu denken, was ihr der Student erzählt hatte, und als sie nun selbst zu Bette sollte, mußte sie erst hinter die Gardinen sehen, welche vor den Fenstern herabhingen, wo ihrer Mutter herrliche Blumen standen, sowohl Hyacinthen wie Tulpen, und da flüsterte sie ganz leise: „Ich weiß wohl, ihr geht diese Nacht zu Ball!“ aber die Blumen thaten, als ob sie nichts verständen, und rührten kein Blatt, allein die kleine Ida wußte doch was sie wußte.

Als sie zu Bette gegangen war, lag sie lange und dachte daran, wie hübsch es sein müsse, die schönen Blumen draußen im Schlosse des Königs tanzen zu sehen. „Ob meine Blumen wirklich dabei gewesen sind?" Aber dann schlief sie ein. In der Nacht erwachte sie wieder, sie hatte von den Blumen und dem Studenten, den der Kanzleirath gescholten hatte, geträumt. Es war ganz stille in der Schlafstube, wo Ida lag; die Nachtlampe brannte auf dem Tische, und Vater und Mutter schliefen.

„Ob meine Blumen nun wohl in Sophiens Bett liegen?" sagte sie bei sich selbst, „wie gern möchte ich es doch wissen!" Sie erhob sich ein wenig und blickte nach der Thür, welche angelehnt stand, drinnen lagen die Blumen und all ihr Spielzeug. Sie horchte, und da kam es ihr vor, als höre sie, daß drinnen in der Stube auf dem Clavier gespielt würde, aber ganz leise und so hübsch, wie sie es nie zuvor gehört hatte.

„Nun tanzen sicherlich alle Blumen drinnen!" sagte sie, „o Gott, wie gerne möchte ich es doch sehen!" aber sie wagte nicht aufzustehen, denn sonst weckte sie ihren Vater und ihre Mutter.

Wenn sie doch nur herein kommen wollten," sagte sie; aber die Blumen kamen nicht und die Musik fuhr fort so hübsch zu spielen; da konnte sie es gar nicht mehr aushalten, denn es war allzuschön, sie kroch aus ihrem kleinen Bette heraus und ging ganz leise nach der Thür und sah

in die Stube hinein. Nein, wie herrlich war das, was sie zu sehen bekam!

Es war gar keine Nachtlampe drinnen, aber doch ganz hell, der Mond schien durch das Fenster mitten auf den Fußboden, es war fast, als ob es Tag sei. Alle Hyacinthen und Tulpen standen in zwei langen Reihen im Zimmer, es waren durchaus keine mehr am Fenster, da standen die leeren Töpfe, auf dem Fußboden tanzten alle Blumen so niedlich rings um einander herum, machten ordentlich Touren und hielten einander bei den langen grünen Blättern, wenn sie sich herumschwenkten. Aber am Clavier saß eine große gelbe Lilie, welche die kleine Ida bestimmt im Sommer gesehen hatte, denn sie erinnerte sich deutlich, daß der Student gesagt hatte: „nein, wie gleicht sie dem Fräulein Line!“ aber da wurde er von Allen ausgelacht; doch nun erschien es der kleinen Ida wirklich auch, als ob die lange gelbe Blume dem Fräulein gleiche, und sie hatte auch dieselben Manieren beim Spielen, bald neigte sie ihr länglich gelbes Antlitz nach der einen Seite, bald nach der andern, und nickte den Tact zur herrlichen Musik! Niemand bemerkte die kleine Ida. Nun sah sie eine große blaue Crocusblume mitten auf den Tisch hüpfen, wo das Spielzeug stand, gerade auf das Puppenbett zu gehen und die Gardinen zur Seite ziehen, da lagen die kranken Blumen, aber sie erhoben sich sogleich und nickten den andern zu, daß sie auch mittanzen wollten. Der alte Räuchermann, dem die Unterlippe abgebrochen war, stand auf und verneigte sich vor den hübschen Blumen, sie sahen durchaus

nicht krank aus, sie sprangen hinunter zu den andern und waren recht vergnügt.

Es war gerade, als ob etwas vom Tische herunterfiel, Ida sah dorthin, es war die Fastnachtsruthe, welche heruntersprang, es schien auch, als ob sie mit zu den Blumen gehörte. Sie war auch sehr niedlich und eine kleine Wachspuppe, die gerade einen solchen breiten Hut auf dem Kopfe hatte, wie ihn der Kanzleirath trug, saß oben darauf. Die Fastnachtsruthe hüpfte auf ihren drei rothen Stelzfüßen mitten unter die Blumen und trampelte ganz laut, denn sie tanzte Masurka, und den Tanz konnten die andern Blumen nicht, weil sie zu leicht waren und nicht so stampfen konnten.

Die Wachspuppe auf der Fastnachtsruthe wurde auf einmal groß und lang, drehte sich über die Papierblumen herum und rief ganz laut: „Wie kann man dem Kinde so etwas in den Kopf setzen? Das ist die dumme Phantasie!“ und da glich die Wachspuppe dem Kanzleirath mit dem breiten Hute ganz genau, sie sah eben so gelb und verdrießlich aus. Aber die Papierblumen schlugen ihn an die dünnen Beine, und da schrumpfte er wieder zusammen und wurde eine ganz kleine Wachspuppe. Das war recht belustigend anzusehen, die kleine Ida konnte das Lachen nicht unterdrücken. Die Fastnachtsruthe fuhr fort zu tanzen, und der Kanzleirath mußte mittanzen, es half ihm nichts, er mochte sich nun groß und lang machen oder die kleine gelbe Wachspuppe mit dem großen schwarzen Hut bleiben. Da

legten die andern Blumen ein gutes Wort für ihn ein, besonders die, welche im Puppenbett gelegen hatten, und dann ließ die Fastnachtsruthe es gut sein. In demselben Augenblicke klopfte es ganz laut drinnen an den Schubkasten, wo Ida's Puppe, Sophie, bei so viel anderm Spielzeug lag; der Räuchermann lief bis an die Kante des Tisches, legte sich lang hin auf den Bauch und begann den Schubkasten ein wenig herauszuziehen. Da erhob sich Sophie und sah ganz erstaunt rings umher. „Hier ist wohl Ball!" sagte sie; „weshalb hat mir das Niemand gesagt?"

„Willst du mit mir tanzen?" sagte der Räuchermann.

„Ja, du bist mir der Rechte zu tanzen!" sagte sie und kehrte ihm den Rücken zu. Dann setzte sie sich auf den Schubkasten und dachte, daß wohl eine der Blumen sie aufzufordern kommen würde, aber es kam keine, dann hustete sie, hm, hm, hm! aber demungeachtet kam keine. Der Räuchermann tanzte da ganz allein und das war nicht so schlecht!

Da nun keine der Blumen Sophien zu erblicken schien, ließ sie sich vom Schubkasten gerade auf den Boden herunter fallen, so daß es einen großen Lärm gab; alle Blumen kamen auch um sie her gelaufen und frugen, ob sie sich nicht weh gethan, und sie waren alle so artig gegen sie, besonders die Blumen, welche in ihrem Bette gelegen hatten. Aber sie hatte sich gar nicht weh gethan, und Ida's Blumen bedankten sich alle für das schöne Bett und waren ihr so gut, nahmen sie mitten in die Stube, wo der Mond schien, tanz-

ten mit ihr, und alle die anderen Blumen bildeten einen Kreis um sie herum. Nun war Sophie froh und sagte, sie möchten ihr Bett behalten, sie mache sich nichts daraus im Schubkasten zu liegen.

Aber die Blumen sagten: „Wir danken dir herzlich, doch wir können so nicht lange leben! Morgen sind wir ganz todt; aber sage der kleinen Ida, sie solle uns draußen im Garten, wo der Kanarienvogel liegt, begraben, dann wachen wir im Sommer wieder auf und werden weit schöner!“ —

„Nein, ihr dürft nicht sterben!“ sagte Sophie, und dann küßte sie die Blumen: da ging die Saalthür auf und eine ganze Menge herrlicher Blumen kam tanzend herein. Ida konnte gar nicht begreifen, woher die gekommen waren, das waren sicher alle Blumen draußen vom Schlosse des Königs. Ganz vorn gingen zwei prächtige Rosen, und die hatten kleine Goldkronen auf, das war ein König und eine Königin, dann kamen die niedlichsten Levkoien und Nelken, und sie grüßten nach allen Seiten. Sie hatten Musik mit sich, große Mohnblumen und Päonien bliesen auf Erbsenschoten, daß sie ganz roth im Gesicht waren. Die blauen Traubenhyacinthen und die kleinen weißen Schneeglöckchen klingelten, gerade als ob sie Schellen hätten. Das war eine merkwürdige Musik. Dann kamen viele andere Blumen und tanzten allesammt, die blauen Veilchen und die rothen Tausendschönchen, die Gänseblumen und die Maiblümchen. Und alle Blumen küßten einander, es war allerliebst anzusehen!

Zuletzt sagten die Blumen einander gute Nacht, dann schlich sich auch die kleine Ida in ihr Bett, wo sie von Allem träumte, was sie gesehen hatte.

Als sie am nächsten Morgen aufstand, ging sie geschwind nach dem kleinen Tische hin, um zu sehen, ob die Blumen noch da seien; sie zog die Gardine von dem kleinen Bett zur Seite, da lagen sie alle, aber sie waren ganz vertrocknet, weit mehr denn gestern. Sophie lag im Schubkasten, wo sie sie hingelegt hatte, sie sah sehr schläfrig aus.

„Entsinnst du dich, was du mir sagen solltest?“ sagte die kleine Ida, aber Sophie sah ganz dumm aus und sagte nicht ein einziges Wort.

„Du bist gar nicht gut,“ sagte Ida, „und sie tanzten doch allesammt mit dir.“ Dann nahm sie eine kleine Papierschachtel, worauf schöne Vögel gezeichnet waren, machte sie auf und legte die todten Blumen hinein. „Das soll euer niedlicher Sarg sein,“ sagte sie, „und wenn später die Vettern zum Besuch kommen, so sollen sie mir helfen, euch draußen im Garten zu begraben, damit ihr zum Sommer wieder wachsen und weit schöner werden könnt!“

Die Vettern waren zwei muntere Knaben, sie hießen Jonas und Adolph; ihr Vater hatte ihnen zwei neue Armbrüste geschenkt, und die hatten sie mit, um sie Ida zu zeigen. Sie erzählte ihnen von den armen Blumen, welche gestorben waren, und nun erhielten sie Erlaubniß sie zu begraben. Beide Knaben gingen mit den Armbrüsten auf den Schultern voran, und die kleine Ida folgte mit den

todten Blumen in der niedlichen Schachtel; draußen im Garten wurde ein kleines Grab gegraben, Ida küßte erst die Blumen, setzte sie mit der Schachtel in die Erde und Adolph und Jonas schossen mit den Armbrüsten über das Grab, denn sie hatten keine Gewehre oder Kanonen. —

Die Nachbar-Familien.

Man hätte wahrlich glauben sollen, daß in dem Ententeiche etwas Wichtiges vorgehe, aber es ging nichts vor. Alle Enten, die in ihrer Ruhe auf dem Wasser lagen, oder auf dem Kopf darin standen, denn das konnten sie, schwammen auf einmal nach dem Ufer, man sah in der nassen Erde die Spuren ihrer Füße und hörte weit und breit ihr Geschnatter. Das Wasser, vor Kurzem blank und glatt wie ein Spiegel, kam ordentlich in Bewegung. Vorher erblickte man darin jeden Baum, jeden der Büsche in der Nähe, das alte Bauernhaus mit den Löchern im Dache und dem Schwalbenneste, namentlich aber den großen wie mit Blumen besäeten Rosenstrauch; er bedeckte die Mauer und hing über das Wasser hinaus, in welchem man das Ganze wie auf einem Gemälde erblickte, nur daß Alles auf dem Kopfe stand; als aber das Wasser in Bewegung kam, verschwamm Alles und das Bild war fort. Zwei Entenfedern, die die aufflatternden Enten verloren hatten, schaukelten hin und her, auf einmal nahmen sie einen Anlauf, als ob der Wind käme, der kam aber nicht, sie mußten daher liegen bleiben, und das Wasser wurde wieder

ruhig und glatt, die Rosen spiegelten sich wieder; sie waren so schön, wußten es aber selbst nicht, denn Niemand hatte es ihnen gesagt. Die Sonne schien zwischen den zarten Blättern hindurch, Alles athmete den schönsten Duft, es war ihnen zu Muthe wie uns, wenn wir von dem Gedanken unsers Glücks recht freudig erfüllt sind.

„Wie schön doch das Dasein ist!“ sagte jede Rose. „Nur Eins wünschte ich: die Sonne küssen zu können, weil sie so warm und so hell ist. Auch die Rosen da unten im Wasser, unsere Ebenbilder, möchte ich küssen, und die niedlichen Vöglein unten im Neste. Auch oben giebt's welche, sie stecken die Köpfe heraus und piepen ganz leise, sie haben gar keine Federn, wie ihr Vater und ihre Mutter. Es sind gute Nachbarn, sowohl die unten als die oben. — Wie schön doch das Dasein ist!“

Die Jungen oben und unten — die unten freilich nur der Wiederschein im Wasser — waren Sperlinge, ihre Aeltern ebenfalls Sperlinge, sie hatten das leere Schwalbennest vom vergangenen Jahre in Besitz genommen und hausten nun darin, als wäre es ihr Eigenthum.

„Sind das Entleinskinder, die dort schwimmen?“ fragten die Sperlingsjungen, als sie die Entenfedern auf dem Wasser entdeckten.

„Wenn ihr einmal fragen wollt, so fragt wenigstens vernünftig!“ sagte die Mutter, „seht ihr denn nicht, daß es Federn sind, lebendiger Kleiderstoff, wie ich ihn trage und wie ihr ihn tragen werdet? Unserer ist aber feiner. Ich möchte übrigens, wir hätten sie hier oben im Neste, denn

sie halten warm. Ich bin doch neugierig, worüber wohl die Enten so erschraken, über uns war es gewiß nicht; freilich sagte ich ziemlich laut zu euch „Piep.“ Die dickköpfigen Rosen müßten es eigentlich wissen, aber die wissen gar nichts, betrachten nur sich und riechen, ich bin dieser Nachbarn herzlich überdrüßig!“

„Hört die allerliebsten Vöglein oben,“ sagten die Rosen, „die fangen nun auch an singen zu wollen, können es aber noch nicht. Es wird sich indeß schon machen; welches Vergnügen das gewähren muß! Es ist hübsch, solche lustige Nachbarn zu haben.“

Plötzlich kamen zwei Pferde daher gesprengt, um getränkt zu werden; ein Bauerbursche ritt das eine, er hatte alle seine Kleider abgelegt bis auf seinen großen und breiten schwarzen Hut. Der Bursche pfiff wie ein Vogel und ritt in den Teich hinein, wo er am tiefsten war, und als er an dem Rosenstrauch vorüberkam, brach er eine Rose ab und steckte sie auf seinen Hut, und nun kam er sich sehr schön geputzt vor und ritt weiter. Die andern Rosen blickten ihrer Schwester nach und fragten sich: „Wohin reist sie wohl?“ Niemand aber wußte es.

„Ich möchte wohl einmal in die Welt hinaus,“ meinte eine, „doch hier zu Hause in unserem Grün ist es auch schön. Den Tag über scheint die Sonne so warm und in der Nacht glänzt der Himmel noch schöner, das können wir durch alle die kleinen Löcher darin sehen.“ Sie meinten damit die Sterne, sie wußten es nicht besser.

„Wir machen es lebhaft um das Haus herum,“ sagte

die Sperlingsmutter, „und das Schwalbennest bringt Glück, sagen die Leute, deshalb freut man sich unser. Aber die Nachbarn, so ein Rosenstrauch an der Mauer hinauf verursacht Feuchtigkeit, er wird wohl weggeschafft werden, dann wächst vielleicht wenigstens ein Korn. Die Rosen taugen zu nichts, als sie anzusehen und anzuriechen und höchstens auf den Hut zu stecken."

„Jedes Jahr, das weiß ich von meiner Mutter, fallen sie ab, die Frau des Bauers legt sie ein und streut Salz darunter, dann erhalten sie einen französischen Namen, den ich weder aussprechen kann noch mag, und werden aufs Feuer gestreut, wenn sie gut riechen sollen. Sieh, so ist nun ihr Lebenslauf; sie sind nur für das Auge und die Nase da. Nun wißt ihr es!"

Als der Abend einbrach und die Mücken in der warmen Luft und in den rothen Wolken spielten, kam die Nachtigall und sang den Rosen vor: daß das Schöne sich verhalte, wie der Sonnenschein in dieser Welt, und daß das Schöne ewig lebe. Die Rosen aber dachten, daß die Nachtigall sich selbst besänge, was man wohl hätte glauben können; denn daß der Gesang ihnen gälte, daran dachten sie nicht, sie freuten sich aber darüber und sannen nach, ob wohl alle die kleinen Sperlinge auch Nachtigallen werden könnten. „Ich verstand recht gut den Gesang dieses Vogels," sagten die jungen Sperlinge; „nur ein Wort war mir nicht klar. Was heißt „„das Schöne?""

„Das ist nichts," versetzte die Sperlingsmutter, „das ist nur etwas Aeußerliches. Oben auf dem Edelhofe, wo die

Tauben ihr eigenes Haus haben und ihnen jeden Tag Erbsen und Korn vorgestreut wird, — ich habe selbst mit ihnen gegessen und das sollt ihr mit der Zeit auch; sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist, — oben auf dem Edelhofe haben sie zwei Vögel mit grünen Hälsen und einem Kamm auf dem Kopfe, die können den Schweif ausbreiten wie ein großes Rad, der spielt in allen Farben, daß der Anblick den Augen weh thut; diese Vögel werden Pfauen genannt, und das ist das Schöne. Sie sollten nur ein wenig gerupft werden, dann würden sie nicht anders aussehen als wir andern alle. Ich würde sie schon gerupft haben, wenn sie nur nicht so groß gewesen wären."

„Ich will sie rupfen," piepte der kleinste Sperling, der noch keine Feder hatte.

Im Bauernhause wohnten zwei junge Eheleute, sie liebten sich sehr, waren fleißig und flink, es sah Alles so hübsch bei ihnen aus. Des Sonntags früh kam die junge Frau heraus, pflückte eine Hand voll der schönsten Rosen und that sie in ein Glas mit Wasser, welches sie auf den Schrank stellte.

„Jetzt sehe ich, daß es Sonntag ist," sagte der Mann, und küßte seine kleine Frau. Sie setzten sich, lasen im Gesangbuch und hielten sich bei den Händen; die Sonne beschien die frischen Rosen und das junge Ehepaar.

„Dieser Anblick ist wirklich zu langweilig," sagte die Sperlingsmutter, die von dem Neste aus in die Stube hinein blicken konnte, und flog davon.

So ging es auch den nächsten Sonntag, denn jeden Sonntag wurden frische Rosen in das Glas gesteckt, doch der Rosenbusch blühte stets gleich schön. Die jungen Sperlinge hatten jetzt Federn und wollten gern mitfliegen, die Mutter aber erlaubte es nicht und sie mußten bleiben. Sie flog, doch wie es nun auch geschah, ehe sie es sich versah, war sie in eine Schlinge von Pferdehaaren gerathen, welche Knaben an einem Zweige angebracht hatten. Die Pferdehaare zogen sich fest um das Bein zusammen, so fest, als sollte es durchgeschnitten werden; das war eine Pein, ein Schrecken! Die Knaben sprangen hinzu und ergriffen den Vogel und zwar auf unsanfte Art.

„Es ist nur ein Sperling," sagten sie, aber sie ließen ihn doch nicht fliegen, sondern nahmen ihn mit nach Hause, und jedesmal, wenn er schrie, schlugen sie ihn auf den Schnabel.

Im Bauernhofe stand ein alter Mann, der es verstand, Bart- und Waschseife sowohl in Stückchen als in Kugeln zu verfertigen. Es war ein herumwandernder lustiger Alter. Als er den Sperling sah, den die Jungen gebracht hatten und aus dem sie sich, wie sie sagten, nichts machten, meinte er: „Wollen wir ihn recht schön machen?" Es überlief die Sperlingsmutter eiskalt. Aus dem Kasten, worin die schönsten Farben lagen, nahm der Alte eine Menge glänzenden Schaumgoldes und die Jungen mußten Eiweiß holen, womit der Sperling über und über bestrichen wurde; darauf wurde das Gold geklebt, und die Sperlingsmutter war nun über und über vergoldet; sie aber dachte nicht an den Putz und zitterte an allen Gliedern. Und der Seifen-

mann riß von dem rothen Futter seiner alten Jacke ein Läppchen, schnitt Zacken hinein, daß es wie ein Hahnenkamm aussah, und klebte es dem Vogel auf den Kopf.

„Nun sollt ihr den Goldrock fliegen sehen," sagte der Alte und ließ den Sperling los, der in der tödtlichsten Angst davonflog, von der strahlenden Sonne beschienen. Wie er glänzte! Alle die Sperlinge, selbst eine Krähe, obwohl ein alter Knabe, erschraken sehr über diesen Anblick, sie flogen aber doch hinterdrein, um zu erfahren, was es für ein fremder Vogel sei.

Von Angst und Entsetzen getrieben flog er heimwärts, er war nahe daran kraftlos zur Erde zu sinken; die Schaar der verfolgenden Vögel wuchs, ja einige versuchten sogar auf ihn loszuhacken.

„Sieh' mal den! Sieh' mal den!" schrieen sie alle.

„Sieh' mal den! Sieh' mal den!" schrieen die Jungen, als er sich dem Neste näherte. „Das ist ganz bestimmt ein junger Pfau, er spielt in allen Farben, es thut ordentlich den Augen weh, gerade wie Mutter es erzählte, Piep! Das ist das Schöne!" Und nun hackten sie mit ihrem kleinen Schnabel auf den Vogel ein, daß es ihm unmöglich wurde in das Nest zu gelangen; er war so mitgenommen, daß er nicht einmal: Piep! sagen konnte, viel weniger: „Ich bin ja Eure Mutter!" Auch die andern Vögel fielen nun über den Sperling her und rupften ihm Feder für Feder aus, bis er blutend in die Rosenhecke fiel.

„Du armes Thier," sagten alle Rosen, „sei nur

ruhig, wir wollen dich verbergen! Lehne dein Köpfchen an uns an!“

Der Sperling breitete noch einmal die Flügel aus, dann zog er sie dicht an sich an und lag todt bei der Nachbarfamilie, den schönen frischen Rosen.

„Piep,“ tönte es aus dem Neste, „wo Mutter nur bleibt, das ist ganz unbegreiflich. Es soll doch nicht etwa ein Pfiff von ihr sein und so viel heißen, daß wir jetzt für uns selbst sorgen sollen? Das Haus hat sie uns als Erbtheil hinterlassen, wem von uns soll es nun aber allein gehören, wenn auch wir Familie haben werden?“

„Ja, das geht nicht, daß ihr bei mir bleibt, wenn ich meine Wirthschaft durch Frau und Kinder erweitere,“ meinte der kleinste.

„Ich werde wohl mehr Frauen und Kinder haben als du,“ sagte der zweite.

„Ich bin aber der älteste,“ erwiderte der dritte. Alle wurden nun hitzig, sie schlugen mit den Flügeln, hackten mit den Schnäbeln, und plauz! wurde einer nach dem andern aus dem Neste gepufft. Da lagen sie mit ihrem Zorn, den Kopf hielten sie auf der Seite und blinzelten mit den nach oben gekehrten Augen; das war nun so ihre Manier dumm zu thun!

Ein wenig konnten sie fliegen, durch Uebung lernten sie es noch besser und wurden zuletzt über ein Zeichen einig, um sich, wenn sie sich in der Welt später begegnen sollten, zu erkennen; es sollte in einem „Piep!“ bestehen und in einem dreimaligen Kratzen auf der Erde mit dem linken Fuß.

Der Junge, welcher im Neste zurückgeblieben war, machte sich so breit wie er nur konnte, er war ja Hausbesitzer, doch die Herrlichkeit dauerte nicht lange; in der Nacht brach das rothe Feuer durch die Fenster, die Flammen ergriffen das Dach, das trockne Stroh loderte hoch empor, das ganze Haus verbrannte und der junge Sperling mit, das junge Ehepaar aber kam glücklich mit dem Leben davon.

Als die Sonne wieder aufging und Alles so erquickt aussah, wie nach einem ruhigen Schlaf, war von dem Bauernhause weiter nichts übrig als einige verkohlte schwarze Balken, die sich an den Schornstein lehnten, der nun sein eigner Herr war. Es rauchte noch stark aus dem Grund, draußen aber stand frisch und blühend der Rosenstrauch ganz unversehrt und spiegelte jede Blume, jeden Zweig in dem klaren Wasser.

„Nein! wie schön doch die Rosen vor dem niedergebrannten Hause blühen!“ rief ein Vorübergehender aus, „ein anmuthigeres Bild kann man sich nicht denken, das muß ich haben.“

Und der Mann nahm aus der Tasche ein kleines Buch mit weißen Blättern hervor, er war ein Maler, und mit dem Bleistift zeichnete er das rauchende Haus, die verkohlten Balken und den überhängenden Schornstein, und dieser hing mehr und mehr. Ganz im Vordergrunde aber der große blühende Rosenbusch, der gewährte einen herrlichen Anblick; seinetwegen war ja auch das ganze Bild entstanden.

Später am Tage kamen zwei der hier gebornen Sperlinge vorbei. „Wo ist das Haus?“ fragten sie. „Wo das

Nest? Piep! Alles ist verbrannt und unser starker Bruder mit, das hatte er nun davon, daß er das Nest behielt. Die Rosen sind gut davon gekommen, da stehen sie noch mit rothen Wangen. Die trauern freilich nicht über das Unglück der Nachbarn. Ich mag sie auch nicht anreden, und häßlich ist es hier, das ist meine Ansicht!" Und auf und davon ging es.

An einem schönen sonnenhellen Herbsttag, man hätte bald glauben können, es sei noch mitten im Sommer, hüpften in dem trocknen und reingekehrten Herrenhofe vor der großen Treppe die Tauben, sowohl schwarze als auch weiße und bunte, sie glänzten im Sonnenscheine. Die alten Taubenmütter sagten zu den Jungen: „stellt euch in Gruppen! stellt euch in Gruppen! denn das nimmt sich viel besser aus."

„Was sind das für graue Thierchen, die hier unter uns herumlaufen?" fragte eine alte Taube, mit Roth und Grün in den Augen. „Kleine Graue! kleine Graue!" rief sie.

„Es sind Sperlinge, gute Thiere, wir haben stets in dem Rufe gestanden, fromm zu sein, deshalb wollen wir ihnen gestatten die Körner mit aufzupicken, sie reden nicht mit hinein und machen solche hübsche Kratzfüße."

Ja, sie kratzten dreimal mit dem Beine, und zwar mit dem linken Beine und sagten auch „Piep," daran erkannten sie sich, denn es waren drei Sperlinge aus dem Neste auf dem abgebrannten Hause.

„Hier ist sehr gut fressen!" sagten die Sperlinge; die Tauben stolzirten um einander herum, brüsteten sich gewaltig und hatten innerlich ihre Ansicht und Meinung.

„Siehst du die Kropftaube?“ sprach eine von den andern, „siehst du die, wie sie Erbsen verschluckt? Sie nimmt zu viele und noch dazu die besten! Kurr! Kurr! wie sie den Kamm hebt, das häßliche, das boshafte Thier. Knurre! Knurre!“

Und alle Augen funkelten vor Bosheit. „Stellt euch in Gruppen! stellt euch in Gruppen! Kleine Graue! kleine Graue! Knurre! Knurre! Kurre!“ so gingen die Schnäbel in einem fort und so werden sie noch in tausend Jahren gehen.

Die Sperlinge fraßen wacker, sie horchten aufmerksam zu und stellten sich sogar mit in Reihe, es stand ihnen aber nicht gut. Satt waren sie und verließen daher die Tauben und tauschten gegenseitig ihr Urtheil über sie aus, huschten unter das Gartenstacket und als sie die Thüre des Gartensalons offen fanden, hüpfte einer, der übersatt und deshalb muthig war, auf die Schwelle. „Piep!“ sagte er, „das darf ich wagen.“

„Piep!“ sagte der andere, „das darf ich auch und noch etwas dazu!“ und er hüpfte in die Stube hinein. Es war Niemand zugegen, das sah der dritte, und flog noch tiefer in die Stube und rief: „Entweder ganz oder gar nicht! Es ist übrigens ein sonderbares Menschennest hier, und was haben sie hier aufgestellt! Was ist denn das?“

Dicht vor den Sperlingen blühten ja die Rosen, sie spiegelten sich im Wasser und die verkohlten Balken lehnten an dem überhängenden Schornstein. Nein! was ist denn das, wie kommt dies in das Zimmer auf den Edelhof?

Und alle drei Sperlinge wollten über die Rosen und

den Schornstein weg fliegen, sie flogen aber gegen eine flache Wand an. Alles war ein Gemälde, ein großes prächtiges Bild, welches der Maler nach der kleinen Skizze ausgeführt hatte.

„Piep!“ sagten die Sperlinge, „es ist nichts! Es sieht nur nach etwas aus. Piep! das ist das Schöne. Kannst du es begreifen? ich nicht!“ und sie flogen davon, denn Menschen traten in die Stube.

Jahr und Tag vergingen, die Tauben hatten oft gekurrt, um nicht zu sagen geknurrt, die boshaften Thiere, die Sperlinge hatten im Winter gefroren und im Sommer flott gelebt, sie waren alle verlobt und verheirathet oder wie man es nennen will. Sie hatten Junge und jeder hielt natürlich seine für die schönsten und die klügsten, einer flog hierhin, einer dorthin, und begegneten sie sich, so erkannten sie sich an ihrem „Piep“ und dem dreimaligen Kratzen mit dem linken Bein. Der älteste war ein altes Sperlingfräulein geblieben, welches kein Nest und keine Jungen hatte; ihre Lieblingsidee war eine große Stadt zu sehen, sie flog daher nach Kopenhagen.

Ein großes Haus erblickte man da mit vielen bunten Farben dicht am Schloß und am Canal, worin viele Schiffe mit Aepfeln und Töpfen beladen schwammen. Die Fenster waren unten breiter als oben, und wenn die Sperlinge hindurch guckten, da kam ihnen jede Stube wie eine Tulpe mit den buntesten Farben und Schattirungen vor, mitten in der Tulpe aber standen weiße Menschen, sie waren aus Marmor, einige auch aus Gyps, doch mit Sperlings-Augen betrachtet bleibt sich das gleich. Oben auf dem Dache stand ein

Metallwagen mit Metallpferden bespannt, und die Sieges-Göttin, ebenfalls von Metall, lenkte sie: es war Thorwaldsen's Museum.

„Wie es glänzt, wie es glänzt!" sagte das Sperlingsfräulein. „Das wird wohl das Schöne sein. Piep! hier ist es aber größer als ein Pfau!" es erinnerte sich noch aus seinen Kinderjahren an das, was seine Mutter als das Größte unter dem Schönen erkannt hatte. Es flog in den Hof hinunter, da war Alles so prächtig, an die Mauern waren Palmen und Zweige gemalt, mitten im Hofe stand ein großer blühender Rosenbusch, er breitete seine frischen Zweige mit den vielen Rosen über ein Grab hin. Dahin flog das Sperlingsfräulein, denn es sah dort mehrere seines Schlages: Piep und drei Kratzbeine, — so hatte es das Jahr hindurch oft gegrüßt und Niemand hatte geantwortet, denn die einmal getrennt sind, treffen sich nicht alle Tage, der Gruß war ihm zur Gewohnheit geworden — heute aber antworteten zwei alte Sperlinge und ein junges mit Piep! und dreimaligem Kratzen mit dem linken Bein.

„Ah! guten Tag! guten Tag!" Es waren zwei Alte aus dem Neste und noch ein kleiner aus der Familie. „Treffen wir uns hier? es ist ein vornehmer Ort, aber es giebt nicht viel zu fressen, das ist das Schöne! Piep!"

Und viele Menschen traten aus den Seitengemächern heraus, wo die prächtigen Marmorgestalten standen, und näherten sich dem Grabe, das den großen Meister barg, der die Marmorgestalten gebildet hatte; alle standen mit verklärten Gesichtern um Thorwaldsen's Grab und einzelne

lasen die abgefallenen Rosenblätter auf und bewahrten sie. Sie waren weither gekommen, Einer aus dem mächtigen England, Andere aus Deutschland und Frankreich; die schönste Dame pflückte eine der Rosen und barg sie an ihrem Busen. Da glaubten die Sperlinge, daß die Rosen hier regierten und daß das ganze Haus ihretwegen gebaut sei; das schien ihnen nun allerdings zu viel, indeß, da die Menschen alle ihre Liebe für die Rosen zeigten, wollten sie nicht zurückbleiben. „Piep!“ sagten sie und kehrten den Fußboden mit ihren Schwänzen und blinzelten mit einem Auge nach den Rosen; sie hatten sie nicht lange angesehen, als sie sich überzeugten, daß es die alten Nachbarn waren. Und sie waren es wirklich. Der Maler, welcher den Rosenbusch bei dem abgebrannten Hause gezeichnet, hatte später Erlaubniß erhalten ihn auszugraben und ihn dem Baumeister gegeben, denn schönere Rosen hatte man nie gesehen, und der Baumeister hatte ihn auf Thorwaldsen's Grab gepflanzt, wo er als Bild des Schönen blühte und seine rothen duftenden Blätter hingab, um nach fernen Landen als Erinnerung getragen zu werden.

„Habt ihr hier in der Stadt Anstellung gefunden?“ fragten die Sperlinge.

Und die Rosen nickten, sie erkannten die grauen Nachbarn und freuten sich, sie wiederzusehen. „Wie es doch herrlich ist, zu leben und zu blühen, alte Freunde wieder zu sehen und jeden Tag fröhliche Gesichter! Es ist als wäre jeder Tag ein Festtag.“ „Piep!“ sagten die Sperlinge. „Ja, es sind wahrlich die alten Nachbarn, ihre Abstammung

vom Teiche her ist uns noch erinnerlich. Piep! Wie die zu Ansehn gekommen sind, ja Manchem gelingt es im Schlafe! — — Ah! da sitzt ein verdorrtes Blatt, das sehe ich ganz deutlich!" Und sie pickten so lange daran, bis das Blatt abfiel, und frischer und grüner stand der Busch da, die Rosen dufteten im Sonnenschein auf Thorwaldsen's Grabe, an dessen unsterblichen Namen sie sich anschlossen.

Die Glocke.

Abends in den schmalen Straßen der großen Stadt, wenn die Sonne unterging und die Wolken oben wie Gold zwischen den Schornsteinen glänzten, hörte häufig bald der Eine, bald der Andere einen sonderbaren Laut, gerade wie den Klang einer Kirchenglocke, aber man hörte es nur einen Augenblick, denn es war ein solches Rasseln von Wagen und solches Rufen, und das stört. „Nun läutet die Abendglocke," sagte man, „nun geht die Sonne unter!"

Die, welche außerhalb der Stadt wandelten, wo die Häuser weiter von einander entfernt lagen, mit Gärten und kleinen Feldern dazwischen, die sahen den Abendhimmel noch prächtiger und hörten den Klang der Glocke weit stärker; es war, als käme der Ton von einer Kirche tief aus dem stillen, duftenden Walde, und die Leute blickten dorthin und wurden ganz andächtig.

Nun verstrich längere Zeit, der Eine sagte zum An-

dern: „Ob wohl eine Kirche da draußen im Walde ist? Die Glocke hat doch einen eigenthümlich herrlichen Klang; wollen wir nicht hinaus und sie uns näher betrachten?“ Und die reichen Leute fuhren und die Armen gingen, aber der Weg wurde ihnen so erstaunlich lang, und als sie zu einer Menge Weidenbäume kamen, die am Rande des Waldes wuchsen, da lagerten sie sich dort und blickten zu den langen Zweigen hinauf und glaubten, daß sie nun recht im Grünen seien; der Conditor aus der Stadt kam hinaus und schlug sein Zelt auf, und dann kam noch ein Conditor und er hing eine Glocke gerade über seinem Zelte auf, und zwar eine Glocke, die getheert war, um den Regen aushalten zu können, und der Klöppel fehlte. Wenn dann die Leute wieder nach Hause gingen, sagten sie, daß es so romantisch gewesen sei, und das bedeutet etwas ganz Anderes, als ein Thee. Drei Personen versicherten, daß sie in den Wald eingedrungen seien bis dahin, wo er ende, und sie hätten immer den sonderbaren Glockenklang gehört, aber es sei ihnen dort gerade gewesen, als wenn er aus der Stadt käme; der Eine schrieb ein ganzes Lied davon und sagte, daß die Glocke wie die Stimme einer Mutter zu einem lieben klugen Kinde klänge, keine Melodie sei herrlicher, als der Klang der Glocke.

Der Kaiser des Landes wurde auch aufmerksam darauf und versprach, daß der, welcher wirklich ausfindig machen könne, woher der Schall komme, den Titel eines „Weltglöckners“ haben solle, und das sogar, wenn es auch keine Glocke sei.

Nun gingen Viele der guten Versorgung halber nach dem Walde, aber da war nur Einer, der mit einer Art Erklärung zurückkehrte; Keiner war tief genug eingedrungen, und er auch nicht; aber er sagte doch, daß der Glockenton von einer sehr großen Eule in einem hohlen Baume herkomme, das war so eine Weisheitseule, die ihren Kopf fortwährend gegen den Baum stieß, aber ob der Ton von ihrem Kopfe oder von dem hohlen Stamme käme, das könnte er noch nicht mit Bestimmtheit sagen. Er wurde als Weltglöckner angestellt und schrieb jedes Jahr eine kleine Abhandlung über die Eule; man ward dadurch ebenso klug, wie vorher.

Nun war gerade ein Einsegnungstag; der Prediger hatte so schön und innig gesprochen, die Confirmanden waren so bewegt gewesen, es war ein wichtiger Tag für sie, sie wurden aus Kindern mit einem Male zu erwachsenen Menschen, die Kinderseele sollte nun gleichsam in eine verständigere Person hinüberfliegen. Es war der herrlichste Sonnenschein, die Confirmanden gingen zur Stadt hinaus, und vom Walde erklang die große unbekannte Glocke ganz besonders stark. Sie bekamen sogleich Lust, dahin zu gehn, und zwar alle bis auf drei; die eine von ihnen wollte nach Hause und ihr Ballkleid anprobiren, denn es war gerade das Kleid und der Ball, welche Schuld daran waren, daß sie dieses Mal eingesegnet worden war, sonst wäre sie nicht mitgekommen; der zweite war ein armer Knabe, welcher seinen Confirmationsrock und die Stiefeln vom Sohne des Wirthes geliehen hatte, und die mußte er

zur bestimmten Zeit zurückliefern; der dritte sagte, daß er nie nach fremden Orten ginge, wenn seine Eltern nicht mit wären, und daß er immer ein artiges Kind gewesen und das wolle er auch bleiben, selbst als Confirmand, und darüber solle man sich nicht lustig machen! — aber das thaten sie doch.

Drei von ihnen gingen also nicht mit, die Andern trabten davon; die Sonne schien und die Vögel sangen, und die Confirmanden sangen mit und hielten einander bei den Händen, denn sie hatten ja noch keine Aemter erhalten und waren alle Confirmanden vor dem lieben Gott.

Aber bald ermüdeten zwei der Kleinsten und kehrten um und gingen wieder zur Stadt; zwei kleine Mädchen setzten sich und banden Kränze, sie kamen auch nicht mit, und als die Andern die Weidenbäume erreichten, wo der Conditor wohnte, da sagten sie: „Nun sind wir hier draußen, die Glocke existirt ja doch eigentlich nicht, sie ist nur etwas, was man sich einbildet!"

Da ertönte plötzlich tief im Walde die Glocke so schön und feierlich, daß vier oder fünf sich bestimmten, doch weiter in den Wald hinein zu gehen. Der war so dicht, so belaubt, es war ordentlich beschwerlich vorzudringen, Waldlilien und Anemonen wuchsen fast allzuhoch, blühende Winden und Brombeerranken hingen in langen Guirlanden von Baum zu Baum, wo die Nachtigallen sangen und die Sonnenstrahlen spielten; das war so herrlich, aber für Mädchen war es kein gangbarer Weg, sie würden sich

die Kleider zerrissen haben. Da lagen große Felsstücke mit Moos von allen Farben bewachsen, das frische Quellwasser quoll hervor und wunderbar tönte es gleich wie „kluck, kluck!“

„Das ist doch wohl nicht die Glocke!“ sagte einer der Confirmanden, und legte sich nieder und horchte. „Das muß man ordentlich studiren!“ da blieb er und ließ die Andern gehen.

Sie kamen zu einem Hause von Borke und Zweigen, ein großer Baum mit wilden Aepfeln streckte sich darüber hin, als wolle er seinen ganzen Segen über das Dach ausschütten, welches blühende Rosen trug; die langen Zweige lagen gerade um den Giebel hin und an diesen hing eine kleine Glocke. Sollte es diese sein, die man gehört hatte? Ja, darin stimmten Alle überein, bis auf Einen; er sagte, daß die Glocke zu klein und fein sei, als daß sie in solcher Entfernung gehört werden könne, wie sie sie gehört hätten, und daß es ganz andere Töne wären, die ein Menschenherz so rührten; der, welcher sprach, war ein Königssohn, und da sagten die Andern: „so Einer wolle immer klüger sein.“

Deshalb ließen sie ihn allein gehen, und wie er ging, wurde seine Brust mehr und mehr von der Einsamkeit des Waldes erfüllt; aber noch hörte er die kleine Glocke, über die sich die Andern so freuten, und mitunter, wenn der Wind die Töne vom Conditor herübertrug, konnte er auch hören, wie da zum Thee gesungen wurde; aber die tiefen

Glockenschläge tönten doch stärker, bald war es gerade so, als spielte eine Orgel dazu, der Schall kam von der Linken, von der Seite, auf der das Herz sitzt.

Nun raschelte es im Busche und da stand ein kleiner Knabe vor dem Königssohne, ein Knabe in Holzschuhen und mit einer so kurzen Jacke, daß man recht sehen konnte, wie lange Handgelenke er habe. Sie kannten einander, der Knabe war gerade derjenige von den Confirmanden, der nicht hatte mitkommen können, weil er nach Hause mußte, um Rock und Stiefeln an des Wirthes Sohn abzuliefern; das hatte er gethan und war nun in Holzschuhen und den ärmlichen Kleidern allein fort gegangen, denn die Glocke klang so stark, so tief, er mußte hinaus.

„Wir können ja zusammen gehen!“ sagte der Königssohn. Aber der arme Confirmand mit den Holzschuhen war ganz verschämt, er zupfte an den kurzen Aermeln der Jacke und sagte: er fürchte, er könne nicht so rasch mitkommen, überdies meine er, daß die Glocke zur Rechten gesucht werden müsse, denn der Platz habe ja alles Große und Herrliche.

„Ja, dann begegnen wir uns gar nicht!“ sagte der Königssohn und nickte dem armen Knaben zu, der in den tiefsten, dichtesten Theil des Waldes hineinging, wo die Dornen seine ärmlichen Kleider entzwei und Antlitz, Hände und Füße blutig rissen. Der Königssohn erhielt auch einige tüchtige Risse, aber die Sonne beschien doch seinen Weg,

und er ist es, dem wir nun folgen, denn es war ein flinker Bursche.

„Die Glocke will und muß ich finden!“ sagte er, „wenn ich auch bis ans Ende der Welt gehen muß.“

Die häßlichen Affen saßen oben in den Bäumen und grinsten mit allen ihren Zähnen. „Wollen wir ihn prügeln?“ sagten sie; „wollen wir ihn dreschen? er ist ein Königssohn!“

Aber er ging unverdrossen tiefer und tiefer in den Wald, wo die wunderbarsten Blumen wuchsen, da standen weiße Sternlilien mit blutrothen Staubfäden, himmelblaue Tulpen, die im Winde funkelten, und Aepfelbäume, deren Aepfel ganz und gar wie große glänzende Seifenblasen aussahen; denkt nur, wie die Bäume im Sonnenscheine strahlen mußten. Ringsumher die schönsten grünen Wiesen; wo Hirsch und Hindin im Grase spielten, wuchsen prächtige Eichen und Buchen, und war einer der Bäume in der Rinde gesprungen, so wuchsen Gras und lange Ranken in den Spalten; da waren auch große Waldstrecken mit stillen Landseen, worin weiße Schwäne schwammen und mit den Flügeln schlugen. Der Königssohn stand oft still und horchte, oft glaubte er, daß von einem dieser tiefen Seen die Glocke zu ihm herauf klang, aber dann merkte er wohl, daß es nicht daher käme, sondern daß die Glocke noch tiefer im Walde ertöne.

Nun ging die Sonne unter, die Luft erglänzte roth wie Feuer, es wurde so still, so still im Walde, und er

sank auf seine Kniee, sang sein Abendlied und sagte: „Nie finde ich, was ich suche! Nun geht die Sonne unter, nun kömmt die Nacht, die finstre Nacht; doch einmal kann ich die runde, rothe Sonne vielleicht noch sehen, ehe sie an dem Horizonte verschwindet; ich will dort auf die Felsen hinaufsteigen, ihre Höhe erreicht die der höchsten Bäume!“

Und er ergriff nun Ranken und Wurzeln und kletterte an den nassen Steinen empor, wo die Wasserschlangen sich wanden, wo die Kröten ihn gleichsam anbellten; — aber hinauf kam er, bevor die Sonne, von dieser Höhe gesehen, ganz untergegangen war; o, welche Pracht! Das Meer, das große herrliche Meer, welches seine langen Wogen gegen die Küste wälzte, streckte sich vor ihm aus, und die Sonne stand wie ein großer, glänzender Altar da draußen, wo Meer und Himmel sich begegneten, Alles schmolz in glühenden Farben zusammen, der Wald sang und das Meer sang und sein Herz mit. Die ganze Natur war eine große heilige Kirche, worin Bäume und schwebende Wolken die Pfeiler, Blumen und Gras die gewebte Sammetdecke und der Himmel selbst die große Kuppel bildeten; dort oben erloschen die rothen Farben, indem die Sonne verschwand, aber Millionen Sterne wurden angezündet; da glänzten Millionen Diamantlampen, und der Königssohn breitete seine Arme gegen den Himmel, gegen das Meer und den Wald aus, und da kam plötzlich, von dem rechten Seitenwege, der arme Confirmand mit den kurzen Aermeln und den Holzschuhen; er war da ebenso zeitig angelangt,

er war auf seinem Wege dahin gekommen, und sie liefen einander entgegen und hielten einander an den Händen in der großen Kirche der Natur und der Poesie, und über ihnen ertönte die unsichtbare heilige Glocke, selige Geister umschwebten sie im Tanze zu einem jubelnden Halleluja!

Die Stopfnadel.

Es war einmal eine Stopfnadel, die dünkte sich so fein, daß sie sich einbildete, sie sei eine Nähnadel.

„Paßt nur hübsch auf, daß ihr mich festhaltet!“ sagte die Stopfnadel zu den Fingern, die sie hervornahmen. „Laßt mich nicht fallen! Falle ich auf die Erde, so findet man mich bestimmt nimmermehr wieder, so fein bin ich.“

„Das geht noch an,“ sagten die Finger und damit faßten sie sie um den Leib.

„Seht, ich komme mit Gefolge!“ sagte die Stopfnadel und zog einen langen Faden nach sich, aber es war kein Knoten an diesem Faden.

Die Finger richteten die Nadel gerade gegen den Pantoffel der Köchin. An dem war das Oberleder entzwei, das sollte zusammengenäht werden.

„Das ist gemeine Arbeit!“ sagte die Stopfnadel. „Ich komme nimmermehr hindurch, ich breche, ich breche!“ Und

wirklich, sie brach. „Sagt' ich's nicht," sagte die Stopfnadel, „ich bin zu fein!"

„Nun taugt sie gar nichts," sagten die Finger, aber sie mußten sie doch festhalten; die Köchin tröpfelte Lack auf die Nadel und steckte vorn ihr Tuch damit fest.

„So, nun bin ich eine Busennadel!" sagte die Stopfnadel. „Ich wußte wohl, daß ich zu Ehren käme; ist man was, so wird man was!" und damit lachte sie in sich hinein; denn man kann niemals einer Stopfnadel ansehen, wenn sie lacht. Da saß sie nun so stolz, wie in einer Staatskutsche, und sah nach allen Seiten!

„Mit Erlaubniß zu fragen, sind Sie von Gold?" fragte sie die Stecknadel, die ihre Nachbarin war. „Sie haben ein herrliches Aeußere und einen eigenen Kopf, aber klein ist er nur! Sie müssen sich Mühe geben zu wachsen, denn nicht ein Jedes wird mit Lack betröpfelt!" Und damit richtete sich die Stopfnadel so stolz in die Höhe, daß sie aus dem Tuche fiel und gerade in den Rinnstein, den die Köchin ausspülte.

„Nun gehen wir auf Reisen!" sagte die Stopfnadel. „Wenn ich nur nicht verkomme!" Aber sie verkam wirklich.

„Ich bin zu fein für diese Welt," sagte sie, als sie im Rinnsteine lag; „aber ich weiß, wer ich bin, und das ist immer ein kleines Vergnügen!" Und die Stopfnadel behielt ihre stolze Haltung und verlor ihre gute Laune nicht.

Und es schwamm allerlei über sie hin, Spähne, Strohhalme und Stücke von alten Zeitungen. „Seht nur, wie

sie segeln!“ sagte die Stopfnadel. „Die wissen nicht, was unter ihnen steckt! Ich stecke, ich sitze hier! Sieh, da geht nun ein Spahn, der denkt an nichts in der Welt als an sich selbst, an einen „„Spahn!““ Da treibt ein Halm, nein, wie der sich dreht, wie der sich wendet! Denk' doch nicht nur an dich selbst, du könntest leicht an einen Stein anrennen. Da schwimmt ein Stück Zeitung! Was darin steht, ist längst vergessen, und doch spreizt sie sich! Ich sitze geduldig und still: Ich weiß, wer ich bin, und das bleibe ich doch!“

Eines Tags lag etwas dicht neben ihr, das glitzerte so prächtig, und da glaubte die Stopfnadel, daß es ein Diamant sei; aber es war eine Flaschenscherbe, und weil es glänzte, so redete die Stopfnadel es an und stellte sich als Busennadel vor.

„Sie sind wohl ein Diamant?“

„Ja, so etwas der Art!“ Und da glaubte Eines vom Andern, es wäre etwas recht Kostbares, und sie sprachen davon, wie doch die Welt so hochmüthig sei.

„Ich bin bei einer Mamsell in der Schachtel gewesen,“ sagte die Stopfnadel, „und diese Mamsell war Köchin; an jeder Hand hatte sie fünf Finger; etwas so Eingebildetes, wie diese Finger, habe ich nie gesehen, und sie waren doch nur da, um mich aus der Schachtel zu nehmen und wieder in die Schachtel zu legen!“

„Waren sie denn vornehm?“ fragte die Flaschenscherbe.

„Vornehm!“ sagte die Stopfnadel, „nein, aber hochmüthig! Es waren fünf Brüder, alles geborene „„Finger““. Sie hielten sich stolz neben einander, obgleich sie von verschiedener Länge waren; der äußerste, der Däumling, war kurz und dick, der ging außen vor dem Gliede, hatte auch nur Ein Gelenk im Rücken und konnte nur Eine Verbeugung machen, aber er sagte: Wenn er vom Menschen abgehackt würde, so tauge der nicht mehr zum Kriegsdienst. Leckermaul, der zweite Finger, kam sowohl in Süßes wie in Saures, zeigte auf Sonne und auf Mond, und er gab den Druck, wenn sie schrieben. Langmann, der dritte, sah die andern alle über die Achsel an. Goldrand, der vierte, ging mit einem goldenen Gürtel um den Leib, und der kleine Peter Spielmann that gar nichts, und darauf war er stolz. Prahlerei war's und Prahlerei blieb's und darum ging ich fort!“

„Und nun sitzen wir hier und glitzern!“ sagte die Flaschenscherbe.

In demselben Augenblicke kam mehr Wasser in den Rinnstein, es strömte über seine Grenzen und riß die Flaschenscherbe mit sich fort.

„So, nun wurde die befördert!“ sagte die Stopfnadel; „ich bleibe sitzen, ich bin zu fein, aber das ist mein Stolz und der ist achtbar!“ Und sie saß so stolz da und hatte viele große Gedanken.

„Ich möchte fast glauben, ich sei von einem Sonnenstrahl geboren, so fein bin ich! Kommt es mir doch auch

vor, als ob die Sonnenstrahlen mich immer unter dem Wasser suchten. Ach! ich bin so fein, daß meine Mutter mich nicht finden kann. Hätte ich mein altes Auge, welches abbrach, ich glaube, ich könnte weinen; aber ich thät's nicht, — weinen, das ist nicht fein!"

Eines Tags lagen ein Paar Straßenjungen da und wühlten im Rinnstein, wo sie alte Nägel, Pfennige und solche Sachen fanden. Es war schmutzige Arbeit, aber es war nun so ihr Vergnügen.

„Au!" schrie der Eine, der sich an der Stopfnadel stach, „das ist 'mal ein Kerl!"

„Ich bin kein Kerl, ich bin ein Fräulein!" sagte die Stopfnadel, aber es hörte es Niemand; der Lack war abgegangen und schwarz war sie auch geworden; aber schwarz macht schlanker, und da glaubte sie, sie sei noch feiner als früher.

„Da kommt eine Eierschale gesegelt!" sagten die Jungen, und dann steckten sie die Stopfnadel in der Eierschale fest.

„Weiße Wände und selbst schwarz," sagte die Stopfnadel, „das kleidet gut! Nun kann man mich doch sehen! Wenn ich nur nicht seekrank werde, denn dann breche ich!"

Aber sie wurde nicht seekrank und brach nicht.

„Es ist gut gegen die Seekrankheit, wenn man einen Stahlmagen hat und dann auch nicht vergißt, daß man ein Bischen mehr ist als ein Mensch! Nun ist meine Seekrankheit vorüber! Je feiner man ist, desto mehr kann man vertragen."

„Krach!“ sagte die Eierschale; es ging ein Rollwagen über sie.

„Himmel, wie das drückt!“ sagte die Stopfnadel; „nun werde ich doch seekrank! Ich breche!“ Aber sie brach nicht, obgleich ein Rollwagen über sie ging; sie lag der Länge lang, und so mag sie liegen bleiben.

Der kleine Tuk.

Ja, das war der kleine Tuk; er hieß eigentlich gar nicht Tuk, aber als er noch nicht ordentlich reden konnte, da nannte er sich selbst so; das sollte Carl bedeuten, und es ist wohl ganz gut, wenn man es nur weiß; nun sollte er auf Schwesterchen Gustave Acht geben, die noch viel kleiner war als er, und zugleich sollte er auch seine Lection lernen, aber diese beiden Dinge wollten gar nicht recht zusammenpassen. Der arme Junge saß da, mit seinem Schwesterchen auf dem Schooß, und sang ihr alle Lieder vor, die er wußte, und unterdessen schielte er einmal ins Geographiebuch hinein, das offen vor ihm lag; bis morgen früh sollte er alle Städte in Seeland auswendig können, und Alles davon wissen, was man eben davon wissen kann.

Nun kam die Mutter nach Hause, denn sie war ausgewesen, und nahm die kleine Gustave auf den Arm; Tuk lief geschwind an das Fenster und las nun so eifrig, daß er sich beinahe die Augen ausgelesen hätte, denn es wurde immer dunkler und dunkler, aber die Mutter hatte kein Geld um Licht zu kaufen.

„Da geht die alte Waschfrau drüben aus der Gasse!“ sagte die Mutter, wie sie gerade zum Fenster hinaus sah. „Die arme Frau kann sich selbst kaum fortschleppen, und nun muß sie noch den Eimer vom Brunnen schleppen; sei ein gutes Kind, Tukchen, und spring' du hinüber, und hilf der alten Frau! Ja?“

Und Tuk lief geschwind hinüber und half ihr, als er aber wieder in die Stube kam, da war es ganz finster geworden, und von Licht war keine Rede, und nun sollte er zu Bette gehen; das war eine alte Schlafbank, darin lag er, und dachte an seine Geographie-Lection und an Seeland und an Alles, was der Lehrer erzählt hatte. Er hätte freilich noch lesen sollen, aber das konnte er ja nicht. Darum steckte er das Geographie-Buch unter sein Kopfkissen, weil er gehört hatte, daß das sehr viel helfen soll, wenn man seine Lection lernen will; aber man kann sich doch nicht recht darauf verlassen. Da lag er nun und dachte und dachte, und da war es auf einmal, als ob ihn Jemand auf Augen und Mund küßte, — er schlief, und schlief doch wieder nicht; es war grade, als ob die alte Waschfrau ihn mit ihren sanften Augen anschaute und sagte: „es wäre eine große Sünde, wenn du morgen früh deine Lection nicht wüßtest! Du hast mir geholfen, darum will ich dir nun auch helfen, und unser lieber Gott wird das immer thun!“

Und mit einem Male kribbelte und krabbelte das Buch unter Tukchens Kopfkissen.

„Kikeliki! put! put!“ da war's eine Henne, die angekrochen kam, und die war aus Kjöge. „Ich bin ein Kjö-

gerhuhn!"*) sagte sie, und dann erzählte sie, wie viel Einwohner da wären, und von der Schlacht, die da gewesen war, und die war eigentlich gar nicht der Rede werth. „Krible, krable, bums!" da fiel Einer herunter; das war ein hölzerner Vogel, der Papagei vom Vogelschießen in Präftöe. Der sagte nun, daß da grade so viel Einwohner wären, wie er Nägel im Leibe hätte; und er war sehr stolz: „Thorwaldsen hat dicht nebenan bei mir gewohnt.**) Bums! Hier liege ich prächtig!"

Aber Tukchen lag nun nicht mehr, mit einem Male saß er zu Pferde. Im Galop, Galop, hop, hop, so ging's fort. Ein prächtig gekleideter Ritter mit schimmerndem Helmbusch hielt ihn vor sich auf dem Pferde und so ritten sie durch den Wald hin zu der alten Stadt Vordingborg, und das war eine große, sehr lebhafte Stadt; auf des Königs Burg erhoben sich hohe Thürme, und Lichterglanz strömte aus allen Fenstern; darinnen war Sang und Tanz und König Waldemar und die jungen, geputzten Hoffräulein tanzten mit einander. — Nun wurde es Morgen, und so wie

---

*) Kjöge, ein Städtchen an der Kjögebucht. „Kjögehühner sehen" nennt man, die Kinder durch Umfassen des Kopfes mit beiden Händen in die Höhe heben. Bei Kjöge wurde bei dem Ueberfall der Engländer im Jahre 1807 zwischen diesen und der undisciplinirten dänischen Landwehr ein nicht sehr ruhmvolles Treffen geliefert.

**) Präftöe, ein noch kleineres Städtchen. Einige Hundert Schritte davon liegt der Edelhof Ny Söe, wo Thorwaldsen sich gewöhnlich während seiner Anwesenheit in Dänemark aufhielt und viele unsterbliche Werke schuf.

die Sonne kam, sank plötzlich die ganze Stadt und des Königs Schloß zusammen, und ein Thurm nach dem andern, und zuletzt blieb nur noch ein einziger auf dem Hügel stehen, wo früher das Schloß gewesen war*), und die Stadt war so ganz klein und arm, und die Schulbuben kamen mit ihren Büchern unter dem Arm und sagten „2000 Einwohner," das war aber nicht wahr, denn so viele hatte sie gar nicht.

Und klein Tukchen lag in seinem Bette; ihm war so, als ob er träumte und doch wieder nicht träumte; aber es war Jemand dicht bei ihm:

„Klein Tukchen! klein Tukchen!" sagt' es da; das war ein Seemann, eine ganz kleine Person, so klein, als ob es ein Cadett wäre; aber es war kein Cadett. „Ich soll vielmals von Corsör grüßen, das ist eine Stadt, die gerade im Aufkommen ist, eine lebendige Stadt, die Dampfschiffe und Postwagen hat; früher nannte man sie immer häßlich, aber das ist nun nicht mehr wahr. „Ich liege am Meere," sagte Corsör, „ich habe Landstraßen und Lusthaine; und ich habe einen Dichter geboren, der witzig und unter-

---

*) Vordingborg, unter König Waldemar ein ansehnlicher Ort, jetzt ein unbedeutendes Städtchen. Nur ein einsam stehender Thurm und einige Mauerreste zeigen, wo das Schloß früher gestanden.

**) Corsör, an dem großen Belt, früher, vor Einrichtung der Dampfschifffahrt, als die Reisenden oft lange auf günstigen Wind warten mußten, die langweiligste der Städte genannt; durch ein witziges Vaudeville Heiberg's zu dem dä-

haltend war, und das sind sie nicht alle. Ich wollte einmal ein Schiff ausstatten, das rund um die Erde gehen sollte, aber ich that es nicht, obgleich ich es hätte thun können, und dann rieche ich auch so herrlich, denn dicht vor dem Thore blühen die prächtigsten Rosen!“

Klein Tukchen sah hin und es ward ihm roth und grün vor den Augen, aber als nun der Farbenwirrwarr ein Bischen vorüber war, da war es auf einmal ein ganz bewachsener Abhang dicht an der Bucht und hoch drüber stand eine prächtige, alte Kirche mit zwei hohen, spitzen Thürmen. Aus dem Abhange sprangen Quellen in dicken Wasserstrahlen, so daß es immerfort plätscherte, und dicht daneben saß ein alter König mit der goldenen Krone auf dem weißen Haupte; das war König Hroar bei den Quellen, dicht bei der Stadt Roeskilde, wie man sie jetzt nennt. Und über den Abhang hin in die alte Kirche gingen alle Könige und Königinnen Dänemarks Hand in Hand, alle mit der goldenen Krone, und die Orgel spielte und die Quellen rieselten. Klein Tukchen sah Alles, hörte Alles. „Vergiß die Stände nicht!“ sagte König Hroar. *)

---

nischen Schilda gestempelt. Hier ist der Dichter Baggesen geboren.

*) Roeskilde (Roesquelle, fälschlich Rothschild genannt), einst Dänemarks Hauptstadt. Die Stadt hat ihren Namen von dem König Hroar und den vielen Quellen der Umgegend. In dem schönen Dom liegen die meisten Könige und Königinnen von Dänemark begraben. In Roeskilde versammeln sich auch die dänischen Stände.

Auf einmal war Alles wieder fort; ja, wohin? es war ihm gerade, als ob man ein Blatt in einem Buche umwende. Und nun stand da eine alte Bauersfrau, die kam aus Soröe*), da wo das Gras auf dem Markte wächst; sie hatte eine graue Leinwandschürze über Kopf und Rücken hängen, die war so naß — es mußte wohl geregnet haben: „ja, das hat es!“ sagte sie, und nun wußte sie viel Hübsches aus Holberg's Komödien und von Waldemar und Absalon; aber auf einmal kroch sie zusammen und wackelte mit dem Kopfe, als ob sie springen wollte: „koax!“ sagte sie, „es ist naß, es ist naß; es ist so behaglich todtenstill in Soröe!“ Nun war sie mit einem Male ein Frosch, „koax!“ und nun war sie wieder die alte Frau. „Man muß sich nach dem Wetter kleiden,“ sagte sie. „Es ist naß, es ist naß! Meine Stadt ist gerade wie eine Flasche, beim Pfropfen kommt man hinein, beim Pfropfen muß man wieder heraus! Früher hatte ich die herrlichsten Fische und jetzt habe ich frische, rothwangige Buben auf dem Boden der Flasche, die lernen Weisheit: hebräisch, griechisch! koax!“ Das klang gerade so, wie die Frösche schreien oder als ob man mit großen Stiefeln auf dem Moor ginge, immer derselbe Ton, so einförmig und so ermüdend,

---

*) Soröe, ein sehr stilles Städtchen in schöner Lage, umgeben von Wäldern und Seen. Dänemarks Molière, Holberg, stiftete hier eine Ritterakademie. Die Dichter Hauch und Ingemann waren hier als Professoren angestellt. Letzterer lebt noch dort.

daß Kleintukchen ordentlich einschlief, was ihm auch gar nicht schaden konnte.

Aber selbst in diesem Schlafe kam ein Traum, oder was es sonst war: seine kleine Schwester Gustave mit den blauen Augen und dem blonden, lockigen Haare war auf einmal ein großes, schönes Mädchen, und ohne daß sie Flügel hatte, konnte sie doch fliegen, und nun flogen sie über Seeland, über die grünen Wälder und blauen Seen.

„Hörst du den Hahn krähen, Kleintukchen? Kikeliki! Die Hähne fliegen aus Kjöge auf! Du bekommst einen Hühnerhof, so groß! so groß! Du wirst weder Hunger noch Noth leiden! und den Vogel wirst du abschießen, wie man sagt; du wirst ein reicher und glücklicher Mann werden. Dein Haus wird sich erheben wie König Waldemars Thurm und reich geschmückt sein mit marmornen Bildsäulen, wie die aus Präftöe, du verstehst mich wohl. Dein Name soll mit Ruhm um die ganze Erde ziehen, so wie das Schiff, das von Corsör auslaufen sollte, und in Roeskilde — — „„vergiß die Stände nicht!““ sagte König Hroar, da wirst du gut und klug sprechen, Kleintukchen, und wenn du dann zuletzt in dein Grab kommst, so sollst du so ruhig schlafen — —“

„Als ob ich in Soröe läge!“ sagte Tuk, und da wachte er auf; es war heller Morgen, und er konnte sich gar nicht mehr auf seinen Traum besinnen; das war aber auch gar nicht nöthig, denn man darf nicht wissen, was einmal kommen wird.

Und nun sprang er geschwind aus seinem Bett und las

in seinem Buche, und da wußte er mit einem Male seine ganze Lection. Und die alte Waschfrau steckte den Kopf in die Thüre, nickte ihm freundlich zu und sagte:

„Schönen Dank, du gutes Kind, für deine Hülfe! Der liebe Herr Gott möge dir deinen schönsten Traum erfüllen!“

Kleintukchen wußte nun gar nicht, was ihm geträumt hatte, aber — der liebe Herrgott wußte es!

Der Schatten.

In den heißen Ländern, da brennt die Sonne sehr stark, die Leute werden da ganz mahagonybraun; ja in den allerheißesten Ländern werden sie sogar zu Negern gebrannt. Dieses Mal war es jedoch nur bis nach den heißen Ländern, wohin ein gelehrter Mann aus den kalten Gegenden gekommen war. Der glaubte nun, daß er da ebenso herumlaufen könnte, wie zu Hause; aber von der Idee kam er bald zurück. Er und alle vernünftigen Leute mußten zu Hause bleiben, Fensterladen und Thüren wurden den ganzen Tag geschlossen; es sah aus, als ob das ganze Haus schlafe oder Alle ausgegangen wären. Die schmale Straße mit den hohen Häusern, in der er wohnte, war aber auch so gebaut, daß die Sonne vom Morgen bis zum Abend darauf liegen mußte; es war wirklich ganz unerträglich! Der gelehrte Mann aus den kalten Gegenden war ein jun-

ger Mann, ein kluger Mann; es kam ihm vor, als sehe er in einen glühenden Ofen; das griff ihn sehr an, er ward ganz mager; selbst sein Schatten schrumpfte zusammen, der ward viel kleiner, als zu Hause; die Sonne nahm auch den mit und er lebte erst des Abends auf, wenn sie untergegangen war. Es war ordentlich ein Vergnügen, dies mit anzusehen; sobald Licht in die Stube gebracht wurde, streckte sich der Schatten ganz an der Wand hinauf, ja noch weiter, bis an die Decke, so lang machte er sich; er mußte sich strecken, um wieder zu Kräften zu kommen. Der gelehrte Mann ging auf den Altan hinaus, um sich zu strecken, und sobald die Sterne an dem schönen klaren Himmel hervorkamen, war es ihm, als ob er wieder auflebte. Auf allen Altanen in der Straße — und in den warmen Ländern hat jedes Fenster einen Altan — erschienen jetzt Leute; denn frische Luft muß man doch schöpfen, wenn man auch daran gewöhnt ist, mahagonybraun zu werden; es ward so lebhaft unten und oben; unten setzten sich Schuster und Schneider — worunter man alle Leute versteht — auf die Straße hinaus; da kamen Tische und Stühle, und Lichter brannten, ja über tausend Lichter, und Einer sprach, ein Anderer sang, und die Leute spazierten, Wagen fuhren, Maulthiere trabten „Klingelingeling“ — sie tragen nämlich Schellen am Geschirr — da wurden Leichen begraben mit Gesang, die Straßenjungen brannten Sprühteufelchen an und die Kirchenglocken läuteten — ja es war fürwahr sehr lebhaft unten auf der Straße; und in dem einen Hause, gerade gegenüber dem, wo der fremde, gelehrte Mann

wohnte, war es ganz still; und doch wohnte da Jemand, denn es standen Blumen auf dem Altan, die blühten so schön in der Sonnenhitze, und das konnten sie doch nicht, wenn sie nicht begossen worden wären, und Jemand mußte sie doch begießen, Leute mußte es da geben; die Thür ward auch gegen Abend halb geöffnet; aber dann war es dunkel, wenigstens in dem vordersten Zimmer; weiter aus dem Innern hörte man Musik. Der fremde gelehrte Mann fand dieselbe außerordentlich schön; aber es war freilich auch ganz gut möglich, daß er sich das blos einbildete, denn er fand Alles vorzüglich draußen in den warmen Ländern, wenn nur keine Sonne da gewesen wäre. Der Wirth des Fremden sagte, daß er nicht wisse, wer das gegenüberliegende Haus gemiethet habe; man sehe gar keinen Menschen, und was die Musik anlange, so scheine es ihm, daß dieselbe schrecklich langweilig sei. „Es ist gerade so, als ob Jemand da säße und ein Stück übte, das er doch nicht herausbringt, stets das nämliche Stück. „Ich bringe es doch noch heraus," meint er allerdings, er bringt es aber nicht heraus, wie lange er auch spielt." —

Einst in der Nacht wachte der Fremde auf — er schlief bei offener Altanthür — der Wind lüftete den Vorhang vor derselben, und es kam ihm vor, als komme ein wunderbarer Glanz von dem Altane des gegenüberliegenden Hauses, alle Blumen erschienen wie Flammen in den schönsten Farben, und mitten zwischen den Blumen stand eine schöne, schlanke Jungfrau, es war, als ob auch sie leuchtete; es blendete ihm förmlich die Augen, aber er hatte sie auch gerade so

aufgerissen und kam ja eben aus dem Schlaf; mit einem Sprung war er aus dem Bett, ganz leise schlich er sich hinter den Vorhang — allein die Jungfrau war fort, der Glanz war fort, die Blumen leuchteten gar nicht mehr, standen aber noch ganz so schön da, wie immer; die Thür war angelehnt, und von innen klang Musik, so lieblich, so schön, man konnte wirklich dabei in süße Gedanken vertieft werden. Es war doch gerade wie ein Zauberwerk; aber wer wohnte da? Wo war der eigentliche Eingang? Denn nach der Straße und nach den Seitengäßchen hin war das ganze Erdgeschoß Laden an Laden, und da konnten die Leute doch nicht immer durch laufen. —

Eines Abends saß der Fremde auf seinem Altan; in der Stube, gerade hinter ihm brannte ein Licht, und so war es ganz natürlich, daß sein Schatten auf die Wand des gegenüberstehenden Hauses fiel; ja, da saß er gerade zwischen den Blumen auf dem Altan; und wenn der Fremde sich bewegte, dann bewegte sich auch der Schatten. —

„Ich glaube, daß mein Schatten das einzige Lebendige ist, was man da drüben sieht," sagte der gelehrte Mann. „Siehe, wie hübsch er da zwischen den Blumen sitzt, die Thür steht nur angelehnt, nur sollte der Schatten so gescheidt sein und hineingehen, sich drinnen umsehen und dann zurückkommen und mir erzählen, was er da gesehn. Ja du würdest dich dadurch nützlich machen," sagte er wie im Scherz. „Sei so gut und tritt hinein! Nun, wirst du gehn?" und dann nickte er dem Schatten zu und der Schatten nickte

wieder. „Nun, geh nur, aber bleibe nicht ganz weg!“ und der Fremde erhob sich, und der Schatten auf dem Altan gegenüber erhob sich auch, und der Fremde kehrte sich um und der Schatten kehrte sich ebenfalls um; ja, wenn Jemand genau darauf Acht gegeben hätte, so hätte er es deutlich sehen können, wie der Schatten gerades Wegs durch die halbgeöffnete Altanthür des gegenüberliegenden Hauses in demselben Augenblick hineinging, wo der Fremde in seine Stube zurückkehrte und den langen Vorhang herabfallen ließ.

Am nächsten Morgen ging der gelehrte Mann aus, um Kaffee zu trinken und die Zeitungen zu lesen. „Was ist das,“ sagte er, als er in Sonnenschein kam, „ich habe ja keinen Schatten mehr! So ist er also wirklich gestern Abend fortgegangen und nicht zurückgekommen; das ist ja recht verdrießlich!“

Und das ärgerte ihn, aber nicht so sehr deswegen, weil der Schatten fort war, sondern weil er wußte, daß es eine Geschichte gab von einem Manne ohne Schatten — alle Leute zu Hause kannten ja diese Geschichte; und kam nun der gelehrte Mann nach Hause und erzählte seine eigene Geschichte, so würden sie sagen, daß das nur eine Nachäffung von ihm sei; und das hatte er nicht nöthig von sich sagen zu lassen. Er wollte daher gar nichts davon sprechen, und das war vernünftig von ihm gedacht.

Am Abend ging er wieder auf seinen Altan hinaus; das Licht hatte er ganz richtig hinter ch gesetzt, denn er

wußte, daß der Schatten stets seinen Herrn zum Schirm haben will; aber er konnte ihn nicht herauslocken. Er machte sich klein, er machte sich lang, aber da war kein Schatten, da kam kein Schatten. Er sagte: „hm, hm!" aber das half gar nichts. —

Das war ärgerlich; aber in den warmen Ländern wächst Alles so geschwind und nach Verlauf von acht Tagen merkte er zu seiner großen Freude, daß ihm ein neuer Schatten aus den Beinen herauswuchs, wenn er in Sonnenschein kam; die Wurzel mußte sicher geblieben sein. Nach drei Wochen hatte er einen ganz leidlichen Schatten, der, als er sich auf die Rückreise nach den nördlichen Ländern begab, immer mehr und mehr wuchs, so daß er zuletzt so lang und so groß war, daß er ganz gut die Hälfte hätte abgeben können.

Der gelehrte Mann kam also nach Hause, und er schrieb Bücher über das, was es Wahres in der Welt giebt, und was es Gutes da giebt, und was da Hübsches ist; und es vergingen Tage, und es vergingen Jahre; es vergingen viele Jahre. —

Da sitzt er eines Abends in seiner Stube, und ganz leise klopfte es an seine Thür. „Herein!" sagte er, aber Keiner kam; da öffnete er die Thür und da stand ein so außerordentlich magerer Mensch vor ihm, daß ihm ganz wunderlich zu Muthe ward. Uebrigens war der Mensch äußerst fein angezogen, es mußte ein vornehmer Mgnn sein.

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“ fragte er.

„Ja, das dachte ich mir wohl,“ sagte der feine Mann, „daß Sie mich nicht kennen würden; ich bin so viel Körper geworden, daß ich ordentlich Fleisch und Kleider bekommen habe. Sie haben wohl nie daran gedacht, mich in solchem Zustand zu sehen? Kennen Sie Ihren alten Schatten nicht? Ja, Sie haben gewiß nicht geglaubt, daß ich noch wiederkommen würde. Mir ist es außerordentlich gut gegangen, seit ich zuletzt bei Ihnen war, ich bin in jeder Hinsicht sehr vermögend geworden; will ich mich vom Dienst freikaufen, so kann ich das,“ und er klapperte mit einer ganzen Menge kostbarer Berlocken, die an seiner Uhr hingen, und steckte seine Hand in die dicke goldene Kette hinein, die er um den Hals trug; und wie blitzten alle seine Finger von Diamantringen! Und es war Alles ächt. —

„Nein, ich kann gar nicht zu mir selbst kommen,“ sagte der gelehrte Mann, „was bedeutet alles dieses?“

„Ja, etwas Gewöhnliches nicht!“ sagte der Schatten, „aber Sie gehören ja auch selbst nicht zu dem Gewöhnlichen, und ich bin, das wissen Sie wohl, von Kindesbeinen an in Ihre Fußtapfen getreten; sobald Sie fanden, daß ich reif genug sei, um allein in die Welt hinaus zu gehen, ging ich meinen eignen Weg; ich bin in den allerbrillantesten Umständen; aber mich überkam eine Art von Sehnsucht, Sie noch einmal zu sehen, ehe Sie sterben; ich wollte diese Gegenden wiedersehen, man hängt doch stets an seinem Vaterlande. Ich weiß, daß Sie einen andern Schatten wiederbe-

kommen haben, habe ich etwas an den oder an Sie zu bezahlen? Haben Sie nur die Güte es zu sagen."

„Nein, bist du es wirklich," sagte der gelehrte Mann, „das ist ja höchst merkwürdig! Ich hätte nie geglaubt, daß man seinen alten Schatten jemals als Mensch wiedersehen könnte!"

„Sagen Sie mir nur, was ich zu bezahlen habe," sagte der Schatten, „denn ich mag nicht gern in Jemandes Schuld stehen."

„Wie kannst du so sprechen," sagte der gelehrte Mann, „von welcher Schuld kann hier die Rede sein? Du bist so frei wie Einer! Ich freue mich außerordentlich über dein Glück! Setze dich nieder, alter Freund, und erzähle mir doch ein Bischen, wie das zugegangen ist, und was du dort in den warmen Ländern in dem uns gegenüberliegenden Hause sahst!"

„Ja, das will ich Ihnen erzählen," sagte der Schatten und setzte sich, „aber dann müssen Sie mir auch versprechen, daß Sie niemals zu irgend Jemanden hier in der Stadt, wo Sie mich auch antreffen sollten, es sagen wollen, daß ich Ihr Schatten gewesen bin; ich beabsichtige mich zu verloben, ich kann mehr als eine Familie ernähren."

„Sei ganz unbesorgt," sagte der gelehrte Mann, „ich werde Niemanden sagen, wer du eigentlich bist; hier ist meine Hand, ich verspreche es dir, und ein Mann, ein Wort!"

„Ein Wort, ein Schatten," sagte der Schatten, denn so mußte der ja sprechen.

Es war aber übrigens äußerst merkwürdig, wie sehr Mensch derselbe war; er war ganz schwarzgekleidet, und trug das allerfeinste schwarze Tuch, lackirte Stiefeln und einen Hut, den man zusammendrücken konnte, so daß er nichts als Deckel und Krempe war, nicht zu sprechen von dem, was wir bereits wissen, den Berlocken, der goldnen Halskette und den Diamantringen; ja, der Schatten war außerordentlich gut gekleidet, und es war gerade das, was ihn zu einem ganzen Menschen machte.

„Nun will ich erzählen," sagte der Schatten, und dann setzte er seine Füße mit den lackirten Stiefeln, so fest er nur konnte, auf den Arm von dem neuen Schatten des gelehrten Mannes nieder, der wie ein Pudelhund zu seinen Füßen lag. Das geschah nun entweder aus Hochmuth, oder vielleicht auch damit der neue Schatten daran kleben bleiben sollte; und der liegende Schatten verhielt sich ganz still und ruhig, um recht zuhören zu können; er wollte auch wissen, wie man so los kommen und sich zu seinem eignen Herrn hinauf dienen könnte.

„Wissen Sie, wer in dem Hause uns gegenüber wohnte?" sagte der Schatten. „Das war das Herrlichste von Allem, es war die Poesie! Ich war drei Wochen da, und das wirkt ebenso sehr, als wenn man dreitausend Jahre lebte und Alles lesen könnte, was gedichtet und geschrieben ist. Denn das

sage ich und es ist wahr: ich habe Alles gesehen und ich weiß Alles!"

„Die Poesie!" rief der gelehrte Mann, „ja sie lebt oft als Einsiedlerin in den großen Städten. Die Poesie! ja, ich habe sie einen einzigen, kurzen Augenblick gesehen, aber der Schlaf steckte mir in den Augen, sie stand auf dem Altan und leuchtete wie das Nordlicht leuchtet — Blumen mit lebenden Flammen. Erzähle, erzähle! Du warst auf dem Altan, du gingst durch die Thür und dann — — —"

„Dann befand ich mich im Vorzimmer," sagte der Schatten. „Sie saßen stets und sahen nach dem Vorzimmer hinüber. Da war gar kein Licht, es herrschte dort eine Art von Halbdunkel; aber eine Thür nach der andern in einer ganzen Reihe von Stuben und Sälen stand offen, und da war es hell und die Masse von Licht würde mich getödtet haben, wäre ich ganz bis zur Jungfrau gekommen; aber ich war besonnen, ich nahm mir Zeit, und das muß man thun."

„Und was sahst du nun?" fragte der gelehrte Mann.

„Ich sah Alles! Und das will ich Ihnen erzählen; aber — es ist wahrlich nicht Stolz von meiner Seite — als freier Mann und bei den Kenntnissen, die ich besitze, abgerechnet meine gute Stellung und meine ausgezeichneten Vermögensverhältnisse, wünschte ich doch, daß Sie „Sie" zu mir sagen möchten."

„Bitte um Verzeihung," sagte der gelehrte Mann, „es

ist eine alte Gewohnheit, die man nicht so leicht ablegt. Sie haben vollkommen recht, und ich will daran denken. Aber nun erzählen Sie mir Alles, was Sie sahen."

„Alles," sagte der Schatten, „denn ich sah Alles und ich weiß Alles."

„Wie sah es denn in den innern Gemächern aus?" fragte der gelehrte Mann. „War es dort wie in dem kühlen Hain? War es dort wie in einem heiligen Tempel? Waren die Gemächer wie der sternenhelle Himmel, wenn man auf den hohen Bergen steht?"

„Alles war da," sagte der Schatten; „ich war zwar nicht ganz drinnen, ich blieb in dem vordersten Zimmer im Halbdunkel, aber da stand ich außerordentlich gut; ich sah Alles und ich weiß Alles. Ich bin am Hofe der Poesie im Vorgemach gewesen."

„Aber was sahen Sie denn? Gingen durch die großen Säle alle die Götter der Vorzeit, kämpften dort die alten Helden? Spielten dort liebliche Kinder und erzählten ihre Träume?"

„Ich sage Ihnen, daß ich da gewesen bin, und daher begreifen Sie wohl, daß ich Alles sah, was zu sehen war. Wenn Sie dahin gekommen wären, da wären Sie nicht Mensch geblieben, aber ich ward es! Und zugleich lernte ich mein innerstes Wesen, mein Angeborenes, die Verwandtschaft kennen, in der ich zu der Poesie stand. Ja damals, als ich bei Ihnen war, dachte ich nicht darüber nach; aber immer, das wissen Sie, wenn die Sonne

auf- und niederging, ward ich so wunderbar groß; im Mondscheine war ich beinahe noch bemerkbarer, als Sie selbst; ich begriff damals nicht mein innerstes Wesen, im Vorgemach erschloß es sich mir — ich ward Mensch! Reif kam ich wieder heraus, aber Sie waren nicht mehr in den warmen Ländern. Ich schämte mich, als Mensch so zu gehen, wie ich ging; ich hatte Stiefeln, ich hatte Kleider und diesen ganzen Menschenfirniß nöthig, der einen Menschen erkennbar macht; ich nahm meinen Weg — ja, Ihnen kann ich es wohl anvertrauen, Sie werden es ja in kein Buch setzen — ich nahm meinen Weg unter den Rock der Kuchenfrau, unter den versteckte ich mich; das Weib dachte gar nicht daran, wie viel sie beherbergte. Erst am Abend ging ich aus, ich lief im Mondschein auf der Straße herum, ich streckte mich ganz lang an der Mauer hinauf, das kitzelte so schön auf dem Rücken, ich lief hinauf und hinab, schaute durch die höchsten Fenster in die Säle hinein und durch's Dach, ich sah hin, wo Niemand hinsehen konnte, und ich sah, was Niemand sah, was Niemand sehen sollte. — Es ist im Grunde doch eine böse Welt; ich würde nicht Mensch sein wollen, wenn es nicht einmal angenommen wäre, daß es etwas bedeutet, es zu sein. Ich sah das Allerunglaublichste bei Weibern und Männern und Eltern und den „süßen, unvergleichlichen Kindern“. Ich sah, was kein Mensch weiter weiß, was sie aber Alle so gern wissen möchten: Uebles bei den Nachbaren; hätte ich eine Zeitung geschrieben, die wäre gelesen worden; aber ich schrieb geradeswegs an die Personen selbst, und es entstand Schrecken in allen

Städten, wohin ich kam. Sie hatten solche Angst vor mir, sie hatten mich so außerordentlich lieb: der Professor machte mich zum Professor, der Schneider gab mir neue Kleider (ich bin gut versehen), der Münzmeister schlug Münzen für mich, die Weiber sagten, daß ich schön sei — und so ward ich der Mann, der ich jetzt bin, und nun sage ich Adieu! Hier ist meine Karte, ich wohne auf der Sonnenseite und bin bei Regenwetter stets zu Hause." Und der Schatten ging.

„Das war doch merkwürdig!" sagte der gelehrte Mann.

Jahre und Tage vergingen, da kam der Schatten wieder.

„Wie geht es?" fragte er.

„Ach," sagte der gelehrte Mann, „ich schreibe über das Wahre, das Gute und das Schöne; aber Keinem ist es darum zu thun, so etwas zu hören, ich bin ganz verzweifelt, denn ich nehme mir das zu Herzen!"

„Das thue ich aber nicht," sagte der Schatten, „ich werde dick und fett, und das muß man zu werden suchen; Sie verstehn sich nicht auf die Welt, Sie werden krank dabei — Sie müssen reisen. Ich will im Sommer eine Reise machen, wollen Sie mit? Ich möchte wohl einen Reisekameraden haben, wollen Sie als Schatten mitreisen? Es soll mir ein großes Vergnügen sein, ich bezahle die Reise!"

„Sie reisen wohl sehr weit?" fragte der gelehrte Mann.

„Wie man's nimmt," sagte der Schatten; „eine Reise wird Ihnen sehr gut thun. Wollen Sie mein Schatten sein, dann sollen Sie Alles auf der Reise frei haben."

„Das ist doch zu toll!" sagte der gelehrte Mann.

„Aber so ist nun die Welt," sagte der Schatten, „und so wird sie auch bleiben;" und er entfernte sich.

Dem gelehrten Mann ging es gar nicht gut, Sorgen und Kummer verfolgten ihn; und was er von dem Wahren und dem Guten und dem Schönen sprach, das war den Meisten, was die Muskatnuß der Kuh. Er ward zuletzt ganz krank.

„Sie sehen wirklich aus wie ein Schatten," sagten die Leute zu ihm, und es überlief den gelehrten Mann wie ein Schauer, denn er hatte so seine eigenen Gedanken dabei.

„Sie müssen in ein Bad reisen," sagte der Schatten, der ihm einen Besuch machte, „es giebt keine andere Hülfe für Sie. Ich will Sie um unserer alten Bekanntschaft willen mitnehmen, ich bezahle die Reise und Sie machen die Beschreibung davon und vertreiben mir so die Zeit unterwegs. Ich will in ein Bad, mein Bart wächst nicht so recht, wie er sollte, das ist auch eine Krankheit; und einen Bart muß ich doch haben. Seien Sie doch vernünftig, und nehmen Sie mein Anerbieten an; wir reisen wie Kameraden."

Und sie reisten: der Schatten war nun Herr und der Herr Schatten; sie fuhren mit einander, sie ritten und gingen zusammen, neben einander, vor und hinter einander, wie die

Sonne eben stand; der Schatten wußte stets den Ehrenplatz einzunehmen, das fiel dem gelehrten Mann nun nicht weiter auf; er hatte ein sehr gutes Herz, und war außerordentlich mild und freundlich; da sagte der Herr eines Tages zum Schatten: „Da wir nun auf solche Weise Reisekameraden geworden, und zugleich von Kindesbeinen an mit einander aufgewachsen sind, wollen wir da nicht Brüderschaft trinken? Das Du klingt doch vertraulicher.“

„Sie sagen da etwas,“ sagte der Schatten, der ja nun eigentlich der Herr war, „was sehr wohlwollend und gerade heraus gesagt ist; ich will nun ebenso wohlwollend und geradezu sein. Sie, der Sie ein gelehrter Mann sind, wissen es wohl, wie wunderlich die Natur ist. Es giebt Menschen, die es nicht vertragen können, graues Papier anzuriechen, sie werden unwohl davon; Andern geht es durch Mark und Bein, wenn man mit einem Nagel an einer Glasscheibe reibt; ich für meine Person habe ein ähnliches Gefühl, wenn ich Sie du zu mir sagen höre, ich fühle mich dadurch, wie in meiner ersten Stellung bei Ihnen, zu Boden gedrückt. Sie sehn, daß dies ein Gefühl ist, kein Stolz; ich kann Sie nicht du zu mir sagen lassen, aber ich will gern du zu Ihnen sagen, da wird Ihr Wunsch doch wenigstens zur Hälfte erfüllt.“

Und nun sagte der Schatten du zu seinem frühern Herrn. „Das ist doch etwas stark,“ dachte dieser, „daß ich Sie sagen muß, und er du sagt;“ aber er mußte es sich doch gefallen lassen.

Sie kamen in ein Bad, wo viele Fremde waren und

unter diesen eine wunderschöne Königstochter, welche die Krankheit hatte, daß sie allzuscharf sah, was sehr beunruhigend war.

Sogleich merkte sie, daß der neu Angekommene eine ganz andere Person sei, als alle die Andern. „Man sagt, daß er hier ist, um seinen Bart zum Wachsen zu bringen; aber ich erkenne die rechte Ursache: er kann keinen Schatten werfen!“

Nun war sie neugierig geworden, und daher ließ sie sich auf der Promenade mit dem fremden Herrn sogleich in ein Gespräch ein. Als eine Königstochter brauchte sie nicht erst viele Umstände zu machen, deshalb sagte sie gerade heraus zu ihm: „Ihre Krankheit besteht darin, daß Sie keinen Schatten werfen können.“

„Ew. königliche Hoheit müssen sehr auf dem Wege der Besserung sein,“ sagte der Schatten; „ich weiß, Ihr Uebel besteht darin, daß Sie allzuscharf sehen, aber das hat sich gegeben, Sie sind wieder hergestellt; ich habe gerade einen ganz ungewöhnlichen Schatten. Sehen Sie nicht die Person, die stets neben mir geht? Andere Menschen haben einen gewöhnlichen Schatten; aber ich liebe das Gewöhnliche nicht. Man giebt oft seinen Dienern feineres Tuch zur Livrée, als man selbst trägt, und so habe ich meinen Schatten sich zu einem Menschen herausputzen lassen; ja, Sie sehn, daß ich ihm sogar einen Schatten gegeben habe. Das kostet sehr viel, aber ich liebe es, etwas Apartes zu haben.“

„Wie,“ dachte die Prinzessin, „sollte ich mich wirklich

erholt haben? Dieses Bad ist das beste, das es giebt, das Wasser hat in unsern Zeiten ganz wunderbare Kräfte. Aber ich reise noch nicht von hier fort, denn jetzt wird es erst amüsant; der fremde Prinz — denn ein Prinz muß er sein — gefällt mir außerordentlich gut. Wenn nur sein Bart nicht wächst, denn dann reist er wieder ab."

Am Abende in dem großen Ballsaale tanzten die Königstochter und der Schatten zusammen; sie war leicht, aber er war noch leichter, einen solchen Tänzer hatte sie noch nie gesehn. Sie sagte ihm, aus welchem Lande sie sei, und er kannte das Land; er war da gewesen, aber damals war sie nicht zu Hause gewesen; er hatte durch die Fenster des Schlosses gesehen, sowohl von unten, wie von oben, er hatte das Eine und das Andere erfahren, und daher konnte er der Königstochter antworten und Anspielungen machen, über die sie sehr erstaunte. Er mußte der klügste Mann auf der ganzen Erde sein; sie bekam einen solchen Respect vor Allem, was er wußte, und als sie wieder tanzte, ward sie verliebt in ihn, und das bemerkte der Schatten sehr gut, denn sie hätte ihn beinahe mit ihren Augen durch und durch gesehen. Sie tanzte noch einmal, und sie war nahe daran, es ihm zu sagen; aber sie war vernünftig, sie dachte an ihr Land und Reich und an die vielen Menschen, über die sie regieren sollte. „Ein kluger Mann ist er," sagte sie zu sich selbst, „das ist gut; und ganz vortrefflich tanzt er, das ist auch gut; aber sollte er wohl gründliche Kenntnisse haben? Das ist eben so wichtig; er muß examinirt werden." Und nun richtete sie sogleich eine so schwierige Frage an ihn, daß

sie selbst nicht darauf hätte antworten können; und der Schatten machte ein sonderbares Gesicht.

„Darauf können Sie mir nicht antworten," sagte die Königstochter.

„Das habe ich schon in meinen Kinderjahren gelernt," sagte der Schatten; „ich glaube, sogar mein Schatten, der dort in der Thür steht, würde darauf antworten können."

„Ihr Schatten?" sagte die Königstochter, „das wäre sehr merkwürdig."

„Ich sage es nicht als ganz bestimmt, daß er es kann," sagte der Schatten, „aber ich möchte es glauben; er ist mir schon so manches Jahr gefolgt und hat so Vieles von mir gehört. Ich möchte es glauben; aber Ew. Königl. Hoheit erlauben mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß er so stolz darauf ist, für einen Menschen zu gelten, daß er, wenn er bei guter Laune sein soll — und das muß er sein, um richtig zu antworten — ganz wie ein Mensch behandelt sein will."

„Das gefällt mir," sagte die Königstochter.

Und nun ging sie zu dem gelehrten Mann in der Thür; und sie sprach mit ihm von Sonne und Mond, von den grünen Wäldern und von den Menschen nahe und ferne, und der gelehrte Mann antwortete so klug und so gut.

„Was das für ein Mann sein muß, der einen so klugen Schatten hat," dachte sie; „es würde ein wahrer Segen für mein Volk und mein Reich sein, wenn ich den wählte — ich thue es!"

Und sie wurden bald einig, die Königstochter und der Schatten; aber Niemand sollte etwas davon wissen, bevor sie in ihr Reich zurückgekehrt war.

„Niemand, nicht einmal mein Schatten," sagte der Schatten, und dazu hatte er besondere Gründe.

Sie kamen nach dem Lande, wo die Königstochter regierte, wenn sie zu Hause war.

„Höre, mein Freund," sagte der Schatten zu dem gelehrten Mann, „jetzt bin ich so glücklich und mächtig, wie nur Jemand werden kann; jetzt will ich auch etwas Besonderes für dich thun. Du sollst bei mir auf dem Schloß wohnen, mit mir in einem königlichen Wagen fahren und hunderttausend Reichsthaler jährlich haben, aber du mußt dich von Allen und Jeden Schatten nennen lassen, und darfst es nie sagen, daß du jemals Mensch gewesen bist; und dann mußt du jährlich einmal, wenn ich auf dem Altan im Sonnenschein sitze und mich sehen lasse, zu meinen Füßen liegen, wie es einem Schatten gebührt; denn ich will dir nur sagen, ich heirathe die Königstochter, und heute Abend ist die Hochzeit."

„Nein, das ist doch zu toll," sagte der gelehrte Mann, „das will ich nicht, das thue ich nicht; das heißt das ganze Land betrügen und die Königstochter dazu! Ich werde Alles sagen, daß ich Mensch bin und Sie Schatten, nur daß Sie Menschenkleider anhaben!"

„Das würde Niemand glauben," sagte der Schatten, „sei vernünftig oder ich lasse die Wache rufen!"

„Ich gehe geradeswegs zur Königstochter," sagte der gelehrte Mann.

„Aber ich gehe zuerst," sagte der Schatten, „und du gehst ins Gefängniß!" Und das geschah, denn die Schildwachen gehorchten dem, von dem sie wußten, daß die Königstochter ihn heirathen wollte. —

„Du zitterst," sagte die Königstochter, als der Schatten bei ihr eintrat, „ist etwas vorgefallen? Du darfst heute nicht krank werden, jetzt, da wir unsere Hochzeit feiern wollen!"

„Ich habe das Fürchterlichste erlebt, das man erleben kann," sagte der Schatten, „denke dir — ja, so ein armes Schattengehirn kann nicht viel vertragen — denke dir, mein Schatten ist verrückt geworden, er bildet sich ein, daß er Mensch geworden ist und daß ich — denke dir nur — daß ich sein Schatten bin!"

„Das ist ja erschrecklich," sagte die Prinzessin, „er ist doch eingesperrt?"

„Das versteht sich; ich fürchte, daß er sich nie wieder erholen wird."

„Der arme Schatten!" sagte die Prinzessin. „Er ist sehr unglücklich; es wäre eine wahre Wohlthat, ihn von seinem Bischen Leben zu befreien, und wenn ich recht darüber nachdenke, wie so in unserer Zeit das Volk nur allzubereit ist, die Partie des Geringern gegen die Höhern zu nehmen, da scheint es mir nöthig zu sein, daß man ihn ganz in aller Stille bei Seite schaffe."

„Das ist allerdings hart, denn er war ein treuer Diener," sagte der Schatten, und that, als ob er seufzte.

„Du bist ein edler Charakter!" sagte die Königstochter und verneigte sich vor ihm.

Am Abend war die ganze Stadt illuminirt und Kanonen wurden abgefeuert: Bum! — und die Soldaten präsentirten die Gewehre. Das war eine Hochzeit! Die Königstochter und der Schatten traten auf den Altan hinaus, um sich sehen zu lassen und noch einmal ein Hurrah zu bekommen.

Der gelehrte Mann hörte nichts von allen diesen Herrlichkeiten — denn er war schon hingerichtet.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Schnellpressendruck von Fr. Nies in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Andersen, Hans Christian,

Gesammelte Werke Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe

Bd.: 15

Leipzig 1847-1872

P.o.rel. 4827 x-15

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10036926-0